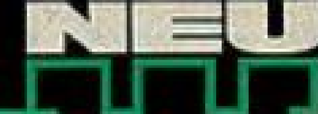


1,80 DM / Band 565
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Der Tod in seinen Augen

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande 2,25 / Spanien P 150




# Der Tod in seinen Augen

## John Sinclair Nr. 565

***von Jason Dark***

***erschienen am 02.05.1989***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Der Tod in seinen Augen

Vor einigen Jahren!

Die beiden Männer standen sich gegenüber. Man sah ihnen an, wie sehr sie sich gegenseitig haßten.

Der kleinere nickte. »Gut, du willst mich aus dieser Stadt weghaben. Ich werde auch gehen, aber ich gebe dir ein ›Abschiedsgeschenk‹ mit auf den Weg, an das du immer denken wirst, falls du überhaupt überlebst…«

Eigentlich dachte ich an nichts Böses, als der Mann wie ein Gespenst vor mir erschien.

Er mußte in einem der dunklen Hauseingänge an der rechten Seite gelauert haben, war verschmolzen mit den Schatten, die ihn blitzartig entlassen hatten.

Ich entdeckte keine Waffe an ihm, nur die dunkle Brille in seinem Gesicht fiel mir auf sowie die dünne Stoffmütze, die sein Haar verdeckte.

War der Mann blind?

»Geh weg!« fauchte er mich an. »Geh weg!«

»Weshalb?«

Er knurrte tief in der Kehle, zögerte einen Moment und schüttelte den Kopf, so daß die dunklen Gläser vor seinen Augen anfingen zu rutschen. Er bewegte sich zackig, und plötzlich war doch eine Waffe da.

Ein Stock, schlank, in der Dunkelheit noch heller leuchtend, auch biegsam, ein Blindenstock, den er hochschleuderte, sofort wieder auffing und mir das gebogene Ende für den Bruchteil einer Sekunde direkt vor den Augen präsentierte.

Der Stock irritierte mich. Ich wollte etwas fragen, dazu kam ich nicht mehr, denn ich mußte erleben, daß der Blinde ihn verdammt gut beherrschte.

Ich spürte diese Kunst hart und brutal.

Niemand beobachtete, wie eine Lanze in meinen Magen rammte, denn die Straße war menschenleer.

Ich würgte, knickte nach vorn, vor meinem Gesicht wirbelte der Stock, als hätte Fred Astaire einen Auftritt, dann hieb er in meinen Nacken. Der Schmerz pflanzte sich fort. Ich fiel nach vorn, klammerte mich an den Kerl, der seinen weißen Stock zum drittenmal einsetzen wollte. Mit einem Kopfstoß erwischte ich ihn. Er flog zurück.

Ein Laternenpfahl bremste ihn. Die obere Glaskuppel wackelte.

Dem Kerl wollte ich es zeigen.

Es blieb beim Wollen. Nach dem zweiten Schritt war der nächste da. Hinter meinem Rücken hörte ich noch den Schritt, dann erwischte es mich an der rechten Hüfte.

Genau mit der Breitseite. Ein Treffer, der gut gezielt war. Der ebenfalls weiße Stock federte noch nach, ich drehte mich – genau in den nächsten Treffer.

Der erwischte mich am Kopf, zum Glück nicht im Gesicht. Auch so platzten Sterne vor meinen Augen auf. Ich taumelte weg vom Gehsteig, auf die Straße, wo ich auf dem feuchten Pflaster fast ausgeglitten wäre.

Mühsam hielt ich mich aufrecht.

Nummer eins sprang vor. Er hatte sich von der Laterne gelöst, hielt

den Blindenstock in beiden Händen und drosch damit zu wie ein Samurai mit seinem Schwert.

Von oben nach unten zog er den Schlag, als wollte er mir den Schädel spalten.

Ich tauchte leicht angeschlagen zu Boden. Das Pfeifen bekam ich mit, danach den Treffer.

Auf der Schulter landete er und lähmte fast meine gesamte linke Seite.

Ich kam nur schwer hoch.

Da war der zweite. Schlagend jagte er auf mich zu. Links und rechts holte er aus. Seine Waffe zerschnitt die Luft; das Pfeifen hörte sich widerlich an. Ich hob einen Arm und versuchte so, die Schläge abzuwehren.

Er traf mich doch. Ich fiel auf die Seite, überrollte mich, hörte das wilde Keuchen der Kerle, dann waren sie zu zweit bei mir und droschen auf mich ein.

Ich kämpfte mit den Beinen, konnte einen Schrei zurückstoßen, kam aber nicht an meine Waffe heran; sie verhinderten es.

Nur nicht bewußtlos werden! hämmerte ich mir ein. Dann schlagen dich die Kerle tot.

Es blieb nur beim Wunsch. Sie versuchten es mit Tritten und hatten auch Glück. Durch meine rechte Hüfte wühlte sich der Schmerz wie ein glühendes Messer.

Trotzdem kam ich noch auf die Knie – und sah ihn!

Ein glattes, kaltes, irgendwie grausam wirkendes Gesicht. Ebenfalls durch eine Brille mit dunklen Gläsern fast unkenntlich gemacht. Doch die Brille besaß einen weißen Rand. Für mich glänzte das Gestell wie verharschter Schnee.

Die dunklen Gläser waren nicht alles. In ihnen leuchteten zwei gelblich schimmernde Totenschädel, die plötzlich zerplatzten.

Mir erging es dreckig, denn von hinten hatte mich der Schlag mit dem Stock gegen den Kopf getroffen. Die Welt versank, der Trichter öffnete sich zu einer pechschwarzen Schlucht und verschlang mich wie ein gieriges Maul.

Das letzte, was mir noch in Erinnerung blieb, waren die beiden Totenschädel »in« den Brillengläsern. Dann wußte ich gar nichts mehr…

***

Vielleicht war seine Haut in den letzten Jahren noch grauer geworden, ebenso die Haare. Möglicherweise hatten sich die beiden Falten, die das Gesicht von der Nase her bis zu den Mundwinkeln durchschnitten, noch tiefer hineingegraben, niemand wußte es genau. Niemand wagte auch danach zu fragen, jedenfalls traf der Name, den

der Mann schon vor Jahren bekommen hatte, noch immer genau zu.

Das Betongesicht!

Wer mit ihm zu tun hatte, gehorchte ihm oder war tot. Nur selten gab es Menschen, die sich zwischen diesen beiden Alternativen durchmogeln konnten. Ansonsten traf das Betongesicht keinerlei Kompromisse. Da war es hart.

Natürlich hieß er nicht nur Betongesicht. Diesen Namen wagten auch nur wenige auszusprechen. Viele in London, dazu zählte auch jeder Polizist – vom kleinsten Streifenbeamten bis hin zu den hohen Chefs – kannten ihn als Logan Costello, den Mafioso!

*Der* Londoner Unterweltchef, der seit Jahren mit eiserner Hand die Szene regierte. Die Polizei war so frustriert, da sie ihm nichts beweisen konnte. Costello hatte im Laufe der Jahre seine Position noch verstärken können. Nicht zuletzt mit Hilfe Schwarzer Magie und durch Unterstützung der Hölle.

Das war etwas abgeflaut. Die Mordliga, die Costello zur Seite gestanden hatte, existierte nicht mehr, dennoch gab es für ihn genügend Probleme.

Andere Gruppen – nicht nur menschliche – hatten ihm den Kampf angesagt. Ihm, der dem Teufel stets ein dankbarer Diener gewesen war, wobei Asmodis innerhalb der dämonischen Hierarchie nicht von allen Schwarzblütlern anerkannt wurde.

So gab es für Costello Zeiten, wo er nach zwei Seiten gleichzeitig kämpfen mußte. Eine verdammte Zwickmühle, die er sich nie ausgesucht hatte. Nun stand er auch wieder unter Druck. Schon den gesamten Dezember über hatte er den schweren Ärger gehabt. Jemand wollte ihm bei seiner »Arbeit« ins Handwerk pfuschen.

Auch in dieser Nacht sollten sie wieder unterwegs sein, und Costello wollte endlich herausfinden, um wen es sich handelte. Bisher waren seine Nachforschungen zu sehr ins Leere gestoßen.

Jedenfalls zitterten seine Leute bereits. Alles konnte er gebrauchen, nur keine schwache Truppe. So etwas sprach sich sehr rasch herum, so daß andere sich auf ihn stürzten wie die Geier.

Logan Costello fühlte sich längst nicht als Aas. Noch war er verdammt lebendig, das würde er auch einigen Typen beweisen.

Das Feuerwerk zum Jahreswechsel war verknallt, die Feste vorbei.

In den frühen Morgenstunden legte sich der Moloch London wie ein schwergewichtiges Ungeheuer schlafen.

Costello und seine Leute schliefen nicht. Der Mafiosi, der mehrere Häuser und Wohnungen besaß, stand vor einem Spiegel in einer seiner Wohnungen und ließ sich von einem livrierten Diener in den grauen Mantel helfen. Costello knöpfte ihn zu. Der Diener reichte ihm den schwarzen Hut, den Costello aufsetzte.

»Wir werden erst später zurückkommen, Emilio. Du bist solange

allein in der Wohnung…«

Emilio verbeugte sich und klopfte gegen seine linke Brustseite, wo unter dem Stoff eine Waffe verborgen war. »Sie können sich auf mich verlassen, Capo.«

»Danke, das weiß ich.«

Emilio geleitete den Boß bis zur Tür. Draußen im Flur warteten drei Männer. Typen, die Costello beschützten und in ihren dunklen Hüten verdammt gefährlich aussahen.

Sie schauten ihren Boß an, der zweimal nickte. Die Leibwächter gingen bis zum Lift vor und traten zuerst ein. Costello folgte, der dritte Aufpasser machte den Schluß.

Emilio wartete an der Tür, bis die Leute verschwunden waren.

Dann zog er sich zurück in die große und prunkvoll eingerichtete Wohnung des Obergangsters.

Emilio gehörte zur jungen Generation von Mafiosi. Schon sein Vater hatte in Costellos Diensten gestanden und für ihn Schutzgelder kassiert. Er war aufgestiegen bis zum Gebietsleiter, vor einem halben Jahr jedoch an einem Herzschlag gestorben.

Emilio erinnerte sich sehr oft an die prunkvolle Beerdigung. Sogar alteingesessene Mafiosi hatten geweint, und der kostbare Sarg war unter einem Heer von Kränzen kaum verschwunden.

Das war Vergangenheit. Emilio lebte jetzt bei Costello, und der wiederum sorgte für die Witwe, damit es ihr nie schlecht ging, bis zu ihrem Tode. Da hatte die brutale Mafia einen eigenen Ehrenkodex.

Auch Emilio wußte von den Schwierigkeiten, unter denen sein Capo litt. Er hätte ihm gern geholfen, doch sein Job war hier im Haus. Mit zweiundzwanzig sah man ihn noch als zu jung an. Emilio sollte erst heranreifen, um anschließend in den Frontring des Imperiums eingegliedert zu werden.

Er hatte die Tür geschlossen und blieb in der fünfeckigen Diele stehen, unter deren Decke ein großer Lüster schwang. Echt Bleikristall.

Das Glas schimmerte und glänzte im Licht der Lampe.

Emilio freute sich, diesen Job angetreten zu haben. Er fühlte sich ungemein wohl bei Costello, auch wenn er oft genug die Pflichten eines Hausmädchens übernehmen mußte, wie in dieser Nacht, als er in die modern eingerichtete Küche ging und sich mit den Gläsern beschäftigte, die zum Spülen bereitstanden.

Das kostbare und hauchdünne Glas hätte nicht in die Spülmaschine gepaßt und wäre durch den Druck des Wassers zerbrochen, da mußte man vorsichtig mit der Hand herangehen.

Emilio ließ Wasser in das Becken laufen, mischte es dann, weil es zu heiß war, und machte sich an die Arbeit. Im rechten Winkel zur Spüle befand sich das Fenster. Eine lang heruntergezogene Scheibe, die bis

zum Boden reichte und gleichzeitig eine Tür war, durch die man auf einen kleinen Balkon treten konnte.

In den letzten Stunden waren zahlreiche Flaschen geleert worden.

Eine entsprechende Anzahl von Gläsern unterschiedlichster Sorten hatte sich angesammelt.

Emilio spülte nicht gern. Wenn er es allerdings tat, dann mit sehr großer Sorgfalt, denn Logan Costello sollte keinen Grund zur Klage haben. Er war in allen Dingen sehr pingelig.

An die Stille innerhalb der großen Wohnung hatte sich Emilio gewöhnt. Er achtete kaum darauf, ging seiner Arbeit nach, schaute hin und wieder nach rechts zum Fenster, hinter dessen Scheibe die Dunkelheit der Nacht lag.

Neujahr…

Wieder waren zahlreiche Monate und Tage vergangen. Emilio hoffte, daß dieses neue Jahr für ihn zu einem Sprungbrett innerhalb der großen Familie werden würde. Ewig wollte er nicht den Diener und Hausmann spielen. Seine dunkle Weste reichte bis über den Gürtel, so daß auch die schwere Waffe unter dem Stoff verborgen blieb. Falls normale Besucher eintrafen, sollten sie nicht erschreckt werden.

Emilio gefiel die Stille dann doch nicht mehr. Er drehte sich, um das kleine Radio einzuschalten, als sein Blick wieder einmal zur Balkontür fiel.

Auf dem Balkon stand jemand!

Der junge Mafioso hatte sich dermaßen erschreckt, daß er im ersten Augenblick regungslos dastand, die Hände halb erhoben. Costello war es nicht, das erkannte er, obwohl die Gestalt nicht sehr deutlich zu sehen war. Aber sie handelte.

Bevor Emilio sich von seinem Schrecken erholen konnte, zersplitterte die Scheibe. Ein ungemein wuchtiger Stoß hatte sie getroffen.

Der junge Mafioso sah, wie etwas aus der Lücke hervorschoß, zusammen mit den nach innen fallenden Glasscherben.

Es war ein Stock, hellweiß, so daß er ihm vorkam wie eine erstarrte, bleiche Schlange.

Emilio griff zur Waffe.

Er schaffte es nicht mehr, denn der Stock war schneller. Sehr hart und zielgenau gestoßen, erwischte er Emilio an der Brust. Der Treffer raubte ihm die Luft. Der junge, schwarzhaarige Mann taumelte zurück. Mit dem Rücken prallte er gegen die Küchentür, sein Gesicht war verzerrt, er spürte das in den Kopf steigende Blut und wollte seine Waffe hervorreißen. Halb gelang ihm dies.

Dann erwischte ihn abermals der Stock. Diesmal mit der Krücke.

Sie bog sich schlangengleich um sein Handgelenk, drehte es so heftig herum, daß Emilio vor Schmerz aufschrie und nicht mehr daran dachte, die Waffe zu ziehen.

Der nächste Schlag traf sein Gesicht quer. Sofort zeichnete sich eine dunkle Stelle ab. An der Stirn war ein Stück Haut gerissen, Blut quoll hervor, aber Emilio wollte kämpfen – und verlor.

Der andere war gnadenlos. Er schlug auf den jungen Verbrecher ein, bis dieser verkrümmt am Boden lag und sich eine tiefe Ohnmacht wünschte, die jedoch nicht eintrat.

Er hatte den Kopf so gedreht, daß er den Fremden anschauen konnte. Es war ein hochgewachsener Kerl. Er trug eine grüne, kurze Jacke mit hochgestelltem Wollkragen, einen militärisch kurzen Haarschnitt und vor den Augen eine dunkle Brille mit weißem Gestell.

Was sich hinter den schwarzblauen Gläsern verbarg, konnte Emilio nicht erkennen. Er ahnte, daß der andere ihn töten wollte, und er mußte versuchen, Zeit zu gewinnen.

Es fiel ihm schwer, eine Frage zu stellen. Emilio würgte die folgenden Worte hervor. »Verdammt, wer bist du? Weißt du nicht, wo du hier hineingeplatzt bist?«

Der Brillenträger nickte.

»Dann hau ab, Mann! Verzieh dich, Bruder, sonst machen andere dich klein!«

Der Fremde schüttelte den Kopf. Dabei lächelte er kalt. Er besaß wulstige Lippen, wie Finger so dick. »Ich will etwas von dir wissen!«

»Hau ab, ich…« Plötzlich quollen ihm die Augen aus den Höhlen, denn er spürte die Spitze des Stocks genau an seinem Hals.

»Willst du nicht reden?«

Nun wollte er, er konnte nur nicht. Das merkte auch der Eindringling und zog den Stock wieder zurück. »So«, sagte er, »weiter.«

»Ich weiß nichts.«

»Das glaube ich dir nicht. Ich möchte von dir erfahren, wo deine Freunde hingefahren sind.«

»Weg sind sie, weg.«

»Das ist mir bekannt. Ich will das Ziel wissen.«

»Irgendwo in…«

Der Unheimliche bewegte nur seinen Stock, und Emilio schrak wieder zusammen. Überhaupt war er nicht in der Lage, sich zu erheben. Die Stockschläge hatten ihn zu sehr malträtiert. Es gab kaum eine Stelle an seinem Körper, die ihn nicht schmerzte.

»Wohin?«

»Nach Soho, glaube ich. An der Grenze zu Mayfair, glaube ich. Dort wollen sie sich treffen.«

»Mit wem?«

»Zwei Freunde von Logan. Alte Mafiosi. Sie haben etwas zu bereden. Die Szene in Mayfair…«

»Danke, das reicht.«

Emilio war froh. Doch nur wenige Augenblicke, denn er dachte

daran, daß er zu den Zeugen zählte, die diesen Mann gesehen hatten. Ihm war auch bekannt, was die Mafia mit Zeugen tat.

Der Namenlose gab mit keiner Regung seines Gesichts zu erkennen, ob er ebenso dachte. Er gab überhaupt keinen Kommentar mehr ab. Ruhig blieb er stehen.

»Ich… ich weiß nichts mehr«, nahm Emilio den Gesprächsfaden wieder auf. »Ich weiß wirklich nichts mehr.« Am liebsten wäre er zurückgekrochen und hätte sich irgendwo in einem Loch versteckt.

Hinter ihm befand sich die Tür, da konnte er nicht weg.

»Ich danke dir!«

Wie der Mann mit der dunklen Brille das sagte, kam schon einem indirekt gesprochenen Todesurteil gleich. Das spürte auch Emilio, er kroch noch mehr in sich zusammen und hörte den zischenden Befehl.

»Schau mich an!«

Emilio hob den Blick so gut wie möglich. Er sah das Gesicht des Fremden und dessen Brille.

Schwarzblaue Gläser, völlig undurchsichtig. Vergleichbar mit gefährlichen Sonnen, die irgendwo in der Weite des Alls verloschen waren, aber plötzlich neue Energien bekamen, denn auf oder in den Gläsern tat sich etwas.

Da entstanden Gebilde.

Zunächst war für Emilio nichts zu erkennen, obwohl sie sich von dem dunklen Hintergrund abhoben. Nach wenigen Sekunden nahmen sie Form an, es kristallisierte sich etwas hervor, und Emilio, der nur diese verfluchte Brille anstarren konnte, glaubte, einen schlimmen Alptraum zu erleben.

Was dort wie gemalt an den Gläsern schimmerte, waren zwei weißgelbe Totenschädel!

Bleiche Knochenköpfe, ohne Haut, ohne Haare, einfach furchtbare Totenschädel.

Der Fremde beugte sich vor. Er grinste dabei, ohne die Zähne zu zeigen. Nur aus seinen Mundwinkeln krochen Rauchfäden hervor, die bestialisch stanken.

Sie umflatterten sein Gesicht, ohne daß es ihm persönlich etwas ausgemacht hätte oder ihn in seinen Bewegungen zu stoppen. Immer dichter geriet sein Gesicht mit der Brille an das des liegenden Mafioso.

Emilio spürte die Hitze.

Sie schoß wie eine furchtbare Lohe in ihm hoch, trocknete ihn von innen her aus. Sein Gesicht schien zu zerfallen und sich gleichzeitig in die Länge zu ziehen.

Rauch wischte vor seinen Augen weg. Ein Qualm, den nicht der Fremde abgab, sondern Emilio selbst.

Er stammte von ihm…

Ein furchtbarer Schrei löste sich aus der Kehle des Mafioso.

Gleichzeitig explodierten die Totenschädel in den beiden Brillengläsern zu gewaltigen Flammen, die auch Emilio nicht verschonten und ihn hineinrissen in den Strudel, aus dem es kein Erwachen mehr gab.

Der Fremde war zufrieden. Er deutete dies durch ein Nicken an, bevor er auf dem Weg verschwand, den er gekommen war. Er hatte es sehr eilig…

***

Ich hörte flüsternde Stimmen, die mich an das Zischen eines offenen Überdruckventils erinnerten. Sie erreichten meine Ohren, sie drangen in meinen Kopf, sie waren überall. Nur konnte ich nicht verstehen, was sie sagten.

Gleichzeitig spürte ich den Druck an der Schläfe. Genau an der rechten Seite. Er war kalt und verdammt hart. Trotz meines nicht gerade optimalen Zustandes fand ich heraus, daß es sich bei dem Druck um den einer Waffenmündung handeln mußte. Ich kannte dieses verfluchte Gefühl, denn ich hatte es in meinem Leben leider zu oft verspüren müssen.

Jemand mußte mich auf die Seite gedreht haben. Oder hatte ich mich selbst während meiner Bewußtlosigkeit bewegt? Es war völlig egal. Jedenfalls roch ich die Nässe und den Schmutz des Pflasters, auf dem ich meinen Platz gefunden hatte.

Auch wenn ich es gewollt hätte, ich hätte mich kaum rühren können, weil ich mich im wahrsten Sinne des Wortes wie zerschlagen fühlte. Die Erinnerung war zurückgekehrt. Ich sah die Männer mit den Blindenstöcken vor mir und auf mich einhacken. Dann war jemand gekommen, in dessen Gläsern sich Totenschädel gespiegelt hatten.

Danach wußte ich nichts mehr. Das heißt, ich hatte die Schädel explodieren sehen.

Und nun starrte ich aus meiner froschartigen Perspektive auf ein geparktes Auto.

Es war kein kleines Fahrzeug. Eine große, dunkle Limousine parkte auf der Straße. Die Fahrertür stand offen. Hinter dem Lenkrad hockte ein Bulle von einem Kerl und starrte stur geradeaus durch die Frontscheibe. Mich sah er überhaupt nicht.

Die Beleuchtung erwischte nur den vorderen Teil der Limousine, im Fond war alles dunkel.

Nicht sehr lange, denn eine der Türen wurde von innen aufgestoßen. Ein Mann drehte sich und tat so, als wollte er aussteigen, doch er blieb sitzen und senkte seinen Kopf. Der graue Hut mit dem schwarzen Band fiel auf.

Zuerst glaubte ich, daß mir meine Nerven einen Streich spielen würden. Diesen Mann im Wagen kannte ich, aber ich hatte nie damit

gerechnet, ihn hier zu finden, und das ausgerechnet in den frühen Morgenstunden des neuen Jahres.

Es war Logan Costello!

Der Kerl, der mir seine Mündung so hart gegen den Kopf drückte, atmete scharf aus. Ich sah ihn nicht, dafür wehte sein nach Gewürzen riechender Atem über mein Gesicht. »Das ist das Schwein, Capo. Der hat sie umgebracht. Wir haben ihn endlich!«

Ich kam überhaupt nicht mehr mit. Meinte der Typ etwa mich?

Wahrscheinlich, denn einen anderen sah ich nicht. Ausgerechnet vor Costello lag ich in dieser demütigenden Haltung. Ich kam mir vor wie das berühmte Kaninchen vor der Schlange, die nur darauf wartete, zuschnappen zu können.

Costello bewegte den rechten Arm. Mir kam es vor, als würde er ihn im Zeitlupentempo anheben. Mit einer Fingerspitze strich er über sein Granitkinn, bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen und starrte mich nur an.

Zwischen uns stand niemand, dennoch glaubte ich, die Wand sehen zu können, die uns trennte.

Ich konnte es nur symbolisch meinen. Da sich Costello Zeit ließ, erinnerte ich mich an die knapp zurückliegende Vergangenheit.

Ich hatte, da ich Weihnachten bei Lady Sarah Goldwyn teilweise verbracht hatte, den Conollys versprochen, mit ihnen zusammen den Jahresausklang zu feiern.

Nach unserem geglückten Fall in Alet-les-Bains waren Suko und ich wieder in London gelandet und hatten die letzten Tage des Jahres ruhig angehen lassen.

Silvester war ich dann zu den Conollys gefahren. Suko hatte nicht mitgewollt. Er wollte das Jahr für sich allein ausklingen lassen und war gedanklich wahrscheinlich bei seiner immer noch vermißten Partnerin Shao. Sheila, Bill, Johnny und ich hatten also gefeiert. Es waren feucht-fröhliche Stunden gewesen, die hinter mir lagen. Wir hatten gegessen, getrunken, aber nicht geknallt, denn das Geld konnten in Not geratene Menschen besser gebrauchen.

Auch ohne Feuerwerk war es eine wunderschöne Feier geworden.

Ich war mit dem Taxi gekommen und auch wieder mit einem Mietwagen gefahren, denn nach einigen Gläsern Rotwein und verschiedenen Verdauungsschnäppchen sowie einem Glas Champagner um Mitternacht, war ich nicht gerade sicher auf den Beinen gewesen.

Ich wollte aber nicht mit einem schweren Kopf zu Hause ankommen und hatte den Fahrer halten lassen, um den Rest des Weges bis zu meiner Wohnung zu Fuß zurückzulegen.

Die Kühle der Nacht – auch wenn es feucht war – hatte mir gutgetan und den Schädel etwas vom Dunst des Alkohols befreit, bis ich von

diesen verdammten Kerlen mit den weißen Stöcken überfallen und bewußtlos geschlagen worden war.

Und nun hockte Costello wie ein gnadenloser Richter und Henker zusammen vor mir in seinem Wagen, starrte mich an, verzog langsam die Lippen und spie aus.

Er traf mich nicht.

»Wenn ich abdrücke, zerschieße ich dem Hund den Schädel!« sagte der Mann, der mich bedrohte.

Costello überlegte. Dann schüttelte er den Kopf.

Für mich ein kleines Signal der Hoffnung, das mir wieder Mut machte. »Hören Sie, Costello!« flüsterte ich. »Ich weiß ja nicht, worum es geht. Nur mag ich es nicht, wenn mir ein solcher Affe die Kanonenmündung gegen den Kopf preßt.«

»Das kann ich mir denken.«

»Wie schön!« sprach ich gegen das nasse Pflaster, über das hin und wieder Dunstschwaden strichen. »Dann sagen Sie dem Kerl, daß er mich in Ruhe lassen soll.«

»Noch nicht.«

»Verdammt, was wollen Sie denn? Was soll ich getan haben, zum Henker? Wen habe ich angeblich umgebracht?«

»Zwei meiner Männer.«

Ich schaffte sogar ein Lachen. »Toll. Jetzt müssen Sie mir nur sagen, weshalb ich die umgebracht haben soll.«

»Ich weiß es nicht.«

»Gut, Sie wissen es nicht. Und wann habe ich sie gekillt?«

»Vor kurzem. Ihre Gesichter sind verkohlt. Sie sind nur noch schwarz, Sinclair. Wenn man die Haut anfaßt, dann knisterte sie, so trocken ist sie geworden.«

Nun begriff ich noch weniger. Ich sammelte meine Gedanken, bevor ich sagte: »Augenblick mal. Wenn ich Ihre Leute auf diese Art und Weise getötet hatte, dann müßten Sie zumindest eine Waffe bei mir entdecken, die Ähnlichkeit mit einem Schweißbrenner oder Flammenwerfer hat. Nicht wahr?«

»Das wäre möglich.«

»Aber die habe ich nicht. Ich komme von einer Silvesterfeier bei Freunden. Mich hat es kalt erwischt. Ich bin angegriffen worden. Wahrscheinlich von Blinden, jedenfalls trugen die Kerle weiße Stöcke. Mehr ist mir nicht bekannt.«

»Weshalb sind Sie dann nicht verbrannt, Sinclair?«

»Vielleicht bin ich unbrennbar!«

Der Kerl mit der Waffe hinter mir lachte kratzig. Er wollte etwas fragen, aber Costello war dagegen. Er stoppte die Bemerkung schon im Ansatz durch ein Anheben seiner rechten Hand.

»Ich gebe es nicht gern zu«, sagte er, »aber in diesem Fall irren sich

meine Leute. Ich glaube nämlich, daß Sie die beiden Männer nicht getötet haben.«

»Danke, wie großzügig.«

Costello überlegte. »Sinclair, wir kennen uns. Wir wissen, was wir voneinander zu denken haben, was wir voreinander halten. Das ist klar wie die Sonne in Italien.« Er fiel in einen plump-vertraulichen Tonfall. »Du weißt auch, daß ich dich am liebsten tot sehen würde und du mich ebenfalls…«

»Nein, Costello, Sie hinter Gittern.«

»Spielt keine Rolle. Wir sind Feinde, auch wenn du mir schon das Leben gerettet hast, als mich das Voodoo-Syndikat samt Macumba überrollen wollte. Erinnerst du dich?«[1]

»Sicher, ich mußte Sie durch mein Kreuz von einem verdammten Bann befreien.«

»Es wird dir wahrscheinlich heute noch leid tun, aber es ist nun mal nicht zu ändern.«

»Was wollen Sie noch?«

»Ich will dir sagen, daß es jemand in London gibt, der auf verdammt üble Art und Weise anfängt, meine Mannschaft zu dezimieren. Wir finden Leute von uns mit völlig verbrannten Gesichtern. Wenn du dich umdrehst, wirst du sie sehen. Sie liegen in der äußeren Türnische eines Hauses. Verbrannt, verkohlt, als wären ihre Gesichter von Feuerzungen behandelt worden.«

»Das soll ich getan haben?«

»Nein, du nicht. Ich glaube es nicht, auch wenn meine Männer anderer Meinung sind. Es muß jemand anderer sein. Die beiden sind nicht die ersten. Ich habe die anderen drei bisher aus dem Verkehr ziehen können, ohne euch benachrichtigen zu müssen. Bisher haben sie sich nur um mich und meine Organisation gekümmert. Das heißt nicht, daß es auch so bleiben muß, Sinclair.«

»Sie meinen also, daß wir uns um Ihre Toten kümmern sollen.«

»Richtig. Man hat harmlose Menschen umgebracht. Auf eine sehr schlimme Art und Weise.«

Ich konnte nicht anders und mußte lachen. »Harmlose Menschen?« fragte ich. »Machen Sie sich nicht lächerlich, Costello. Wo Ihre Männer harmlos waren, möchte ich einmal wissen.«

»Sie konnten ihnen nie etwas beweisen.«

»Ja, schon gut. Eine Frage noch. Was haben Sie eigentlich zu dieser Stunde hier gesucht?«

»Ich wollte mich treffen.«

»Mit den beiden.«

»Si.«

»Was hatten Sie zu besprechen?«

Costello zeigte so etwas wie ein Lächeln. »Ich glaube kaum, daß Sie

das etwas angeht, Sinclair. Wie gesagt, wir werden sicherlich bei diesem Fall noch voneinander hören.« Er nickte nicht mir zu, sondern dem Kerl hinter mir und schwang gleichzeitig seinen starr wirkenden Körper zurück.

Ich hatte ihn schon anders erlebt. Heulend, jammernd hatte er zu meinen Füßen gelegen, als er sich mit dem Voodoo-Syndikat hatte herumschlagen müssen.

Der Druck an meinem Kopf verschwand, hinterließ trotzdem noch ein schmerzendes Echo.

Der Kerl mit der Kanone schritt an mir vorbei. Er zielte noch immer auf mich.

Ein zweiter tauchte ebenfalls auf und stieg in den Wagen. Sein Schnellfeuergewehr bestand auch nicht aus Zuckerguß. Sie stiegen in die Limousine.

Costello dunkelte die Scheiben ab. Wie ein Geist verschwand er vor meinen Augen.

Der Fahrer ließ den Wagen fast lautlos anrollen. Ich winkelte hastig einen Arm an, damit mir die verfluchten Reifen nicht noch über die Hand rollten.

Die Rücklichter verglühten. Abgase vermischten sich mit dem blassen Dunst der Feuchtigkeit. Ich lag noch immer auf dem Pflaster, fast konsterniert, denn ich mußte über diese Vorgänge erst nachdenken und sie in die Reihe bringen.

Daß Costello erschienen war, damit hätte ich nie im Leben gerechnet. Erst der Überfall, danach Costellos Erscheinen; das neue Jahr fing gut an. Nichts hatte sich gegenüber dem vergangenen verändert. Verdammter Mist auch!

Als ich mich auf die Beine stemmte, spürte ich den Schwindel. Ich hatte einfach zu lange gelegen, bewegte mich auf die Laterne zu und hielt mich dort fest wie jemand, der tatsächlich vom letzten Jahr noch übriggeblieben war.

Bisher hatte sich kein Mensch sehen lassen. Die Straße war eng, ruhig, kein Laden hielt die Pforten offen. Um diese frühe Morgenzeit war London mehr als tot.

Logan Costello hatte von zwei Leichen gesprochen, die in der Nähe liegen mußten. Diese beiden Toten wollte ich mir anschauen.

So richtig in Ordnung war ich noch immer nicht. In meinem Kopf kreiste ein dumpfes Gefühl und ließ keine Stelle aus. Ich atmete wieder tief durch, der Kreislauf mußte sich stabilisieren, und auch am Körper taten mir einige Stellen weh. Blaue Flecke würden bestimmt zurückbleiben.

Von den »Blinden« war nichts mehr zu sehen. Sollte ich sie noch einmal sehen, würde ich sie aufmischen, das hatte ich mir mehr als fest vorgenommen.

Irgendwo in der Nähe hupte ein Wagen. Das Echo knallte in die Straße hinein, dann hörte ich das Kreischen von Reifen, sah Licht über die Hauswände geistern, bevor ein offener Sportwagen an mir vorbeiwischte. Im Fond drückten sich zwei junge Frauen eng zusammen. Sie hielten ihre Arme ausgestreckt. Aus den Fäusten schauten die Hälse der Champagnerflaschen. Mich lachten sie während des Vorbeifahrens aus.

Ich wartete, bis der Wagen nicht mehr zu sehen war und konnte mich endlich um die Toten kümmern.

Beide Leichen fand ich tatsächlich in einem Hauseingang. Sie lagen auf den Stufen einer alten Treppe. Hinter ihr bildete die Tür ein mit zwei Balken schräg vernageltes Rechteck.

Aus diesem Haus wäre keiner gekommen.

Beim ersten Hinsehen konnte ich an den Toten nichts erkennen. Es waren Männer, okay. Dann holte ich mein Feuerzeug hervor, mußte mich vorsichtig bücken, weil es in meinem Kopf wieder anfing zu hämmern, und leuchtete über die Gesichter der Toten hinweg.

Der Schock traf mich hart.

Obwohl ich eigentlich darauf hätte vorbereitet sein müssen, spürte ich dennoch die Kälte, die meinen Rücken steif werden ließ. Im Widerschein der Flamme entdeckte ich Gesichter, die keine mehr waren. Sie waren vom Feuer zerstört worden. Die Hände, der Hals und die Füße waren dagegen unversehrt.

Obwohl es mir gegen den Strich ging, bückte ich mich tiefer, um die Leichen genauer zu untersuchen. Mit den Fingerkuppen strich ich über das, was einmal Haut gewesen war.

Ich konzentrierte mich auf die Augen. Wie hatte das geschehen können?

Ich drehte mich wieder um, schluckte einige Male und dachte auch daran, daß ich ebenso hätte daniederliegen können, aber mir war nichts geschehen, trotz dieses verdammten Überfalls.

Weshalb nicht?

Ich konnte mir kaum vorstellen, daß ich dem Killer derart sympathisch gewesen war. Daß ich noch lebte, mußte andere Gründe haben.

Mein Blick glitt über den leeren Gehsteig. Niemand war zu sehen.

Zu beiden Seiten hin präsentierte er sich völlig verlassen. Die Nässe auf dem Gestein glänzte, als hätte man das Pflaster bewußt angestrichen. Dünner Dunst strich lautlos darüber hinweg. Er quoll an verschiedenen Stellen aus den Gullys hervor.

Costello wollte sich um die Leichen nicht kümmern. Es hatte in seiner Verbrechermannschaft schon Tote gegeben, also überließ er die Arbeit allein mir.

Ich mußte, so leid es mir für die Kollegen auch tat, die

Mordkommission alarmieren.
Nur gab es nirgendwo ein Telefon. So machte ich mich auf den Weg, um eine der roten Zellen zu suchen. Ich fand sie in der Querstraße, wo auch mehr Betrieb herrschte. Ein paar Schnapsleichen bewegten sich vorsichtig und manchmal stöhnend an den Hauswänden entlang.
Als ich wählte, konnte ich mir ein Grinsen nicht verkneifen, weil ich wußte, zu wessen Revier dieses Gebiet gehörte. Ich ließ mich sofort weiterverbinden und hörte schon sehr bald die wütend klingende Stimme.
»Tanner hier!«
»Hallo, Chefinspektor. Ich wünsche dir ein frohes, gesundes und glückliches, neues Jahr.«
»Sinclair!« heulte Tanner durch die Leitung. »Nein, darf es denn wahr sein? Das halte ich im Kopf nicht aus!«
»Hast du denn einen, oder bestehst du nur aus Hut?«
»Den werde ich bald essen, wenn das so weitergeht. Aber ich danke dir trotzdem für deinen Anruf und gebe alles zurück, was du mir gewünscht hast.«
»Danke.«
»War's das?« fragte Tanner vorsichtig nach, der mich schließlich sehr gut kannte.
»Nicht ganz…«
»Au nein, ich lege auf.«
»Aber du bist dran.«
»Wobei?«
»Zwei Leichen, Tanner. Sie sehen scheußlich aus. Costello hängt mit drin.«
»Hat er sie killen lassen?«
»Nein.«
»Und wo bist du, John?«
Ich erklärte ihm meinen Standort.
Der Chefinspektor stöhnte. »Auch noch im schlimmen Viertel, mir bleibt auch nichts erspart. Dabei dachte ich, daß es eine ruhige Nacht werden würde, deshalb habe ich auch die Arbeit übernommen. Ich konnte den Jahreswechsel noch zu Hause erleben, bin hingefahren. Meine Enkel… ach, was soll's! Bis gleich dann.«
Ich hängte ein und hörte jemand gegen die Scheiben der Zelle klopfen.
Als ich mich umdrehte, starrte ich in bunte Fratzen. Irgendwelche Punks oder Szene-Typen hatten die Zelle gefunden und sich einen Spaß daraus gemacht, mich erschrecken zu wollen. Sie waren dermaßen grell geschminkt, daß ich nicht unterscheiden konnte, ob es sich bei ihnen um Männchen oder Weibchen handelte.
Ich verließ die Zelle. Sie heulten zur Begrüßung. Einer hielt eine

babygroße Kunststoffspritze hoch. »Willst du auch einen Schuß, Mann? Du siehst so aus, als könntest du einen vertragen.«

»Schieß ihn dir selbst.«

Er lachte und verschwand. Die anderen beiden folgten ihm hüpfend. Sie schienen high zu sein.

Ich ging den Weg langsam wieder zurück. Vor meinen Lippen wölkte der Atem, den Blick hielt ich zu Boden gerichtet und dachte intensiv über den Fall nach.

Daß es ein Fall für uns werden würde, stand fest. Diese Totenschädel in den Brillengläsern, die verbrannten Gesichter, Costellos Furcht, das alles deutete auf eine weitere dämonische Attacke hin, die wir zu überstehen hatten.

Aber wer tat so etwas?

Ich kam nicht zurecht. Möglicherweise lag es auch an den Schmerzen, die bei jedem zu hart gesetzten Tritt durch meinen Kopf zuckten. Die Straße, in der alles passiert war, lag noch genauso verlassen vor mir wie vor einer Viertelstunde.

Hier war wirklich der Hund begraben. Ich spielte auch Hund und hockte mich vor der Hauswand auf die Hacken, den harten Stein als Stütze in meinem Rücken spürend.

Beide Schultern, der Hals, der Kopf und auch die Hüften taten mir weh. Kein Wunder, wenn mich die angeblich Blinden als Punchingball benutzten, aber da würde ich zurückschlagen, das stand fest.

Irgendwo in der Nähe fiel eine Haustür zu. Dann hörte ich Schritte. Es waren mindestens zwei Personen, die sich von rechts näherten. Frauen, sie schienen von einer Feier zu kommen, waren angetörnt, ihre künstlichen Pelzmäntel standen offen. Darunter trugen sie schwarze Flitterkleider.

Klar, daß die Frauen mich entdeckten.

»Ein einsamer Falter, Judith!« kreischte die mit dem grünen Mantel. »Sollen wir ihn haschen?«

»Wenn du willst.«

Sie schaukelten näher. Ich kam nicht so schnell hoch, weil mir die Knochen weh taten. Die beiden Nachtblüten wollte ich mir nicht ans Kreuz hängen.

»Der hat sogar Angst vor uns!«

»Muß an dir liegen, Judith!«

»Aber ich…«

Die Wagen bogen in die Straße ein, überfütterte sie mit dem hellweißen Licht ihrer Scheinwerfer, was die beiden Falter der Nacht nicht vertragen konnten.

»Komm, Judith, weg! Das sieht aus, als wären hier Bullen auf Streife.«

»Na und?«

Sie zog weiter. »Du hast Gras geraucht, denk daran.«

»Okay.« Judith hüpfte auf einem Bein zurück. Ihre dunkelroten Haarsträhnen flatterten. »Lebe wohl, männliches Wesen, bis zum nächsten Jahr.«

Ich stand endlich. »Klar doch!« rief ich den beiden nach. »Und gebt acht, daß ihr nicht ausrutscht.« Nach diesen Abschiedsworten trat ich an den Straßenrand und winkte in das Licht der Scheinwerfer hinein. Die Kollegen sollten mich sehen.

Sie waren mit drei Fahrzeugen gekommen, die hintereinander stoppten. An den Anblick des Wagens, der die Toten abtransportierte, würde ich mich nie gewöhnen können.

Trotz seines Alters war Tanner als erster bei mir. Ob Sommer oder Winter, Ostern oder Neujahr, er trug stets den gleichen alten Hut, einen Filz, dessen Grundfarbe er nicht einmal selbst kannte. Tanner konnte von seinem Hut nicht lassen und auch nicht von seiner Zigarre, die oft genug kalt zwischen den Mundwinkeln wanderte. Er drückte mir die Hand. »Wo liegen die Toten, John?«

»Ich zeige sie dir.«

Tanner und ich erreichten die Stelle als erster. Ich leuchtete mit meiner kleinen Lampe in die Eingangsnische an Tanner vorbei, der sich vorgebeugt hatte.

Er schaute sich die Toten an. Ich hörte sein Flüstern. »Oh, verdammt, verdammt!«

Als er sich umdrehte, hatte sein Gesicht einen harten Ausdruck angenommen. Er strich durch sein Gesicht, auf dem die Bartschatten an den Wangen entlangflossen. »Ich hätte doch auf meine Frau hören und freimachen sollen.«

»Da hast du eben falsch gedacht.«

»Wer konnte schon ahnen, daß du mir in die Quere kommen würdest?« Er tippte mich an. »Ist es ein Fall für dich?«

»Es sieht so aus.«

»Du hast den oder die Killer gesehen?«

»Tja, das eben ist die große Frage. Wenn ich dir das erzähle, wirst du den Kopf schütteln. Es haben Blinde…«

Er räusperte sich, weil einer seiner Männer ihn störte. Ein noch junger Knabe, der nach Assistent roch. »Soll ich den Zeugen hier nicht befragen, Chefinspektor?«

»Nein, das mache ich schon.«

Der Assi wurde leicht sauer. »Sie haben mir versprochen, Sir, daß ich beim nächsten Fall…«

»Sehen Sie einen Fall?«

»Ja, die beiden da…«

»Schauen Sie den Fachleuten zu, dann reden wir weiter. Bitte nicht stören!«

Der Knabe trollte sich.
»Wer war das?« fragte ich.
»Einer der neuen Kollegen. Er weiß alles besser oder tut so. Eigentlich ist er nicht unübel, aber sein Onkel sitzt irgendwo im Ministerium und hält eine schützende Hand über den Neffen. Da kannst du nichts machen, John, so ist das Leben.«
»Du erzählst mir nichts Neues.«
Wir stellten uns abseits, um die Ermittlungen nicht zu stören. Inzwischen hatten sich zahlreiche Gaffer eingefunden. Mochte der Teufel wissen, wo sie hergekommen waren. Jedenfalls hatten sie es geschafft und auch viel Zeit mitgebracht, denn sie schauten sich um, stellten Fragen, ohne allerdings Antworten zu bekommen.
Der Chefinspektor zündete seine Zigarre an. Er paffte mir die Wolken ins Gesicht. »John, was sagst du dazu? Deine Meinung interessiert mich am meisten.«
»Kannst du dir vorstellen, daß Blinde diese Tat begangen haben könnten?«
»Nein.«
»Ich normalerweise auch nicht, aber es ist so.«
Tanner paffte mir Wolken ins Gesicht. »Wenn du so etwas sagst, mußt du Beweise haben.«
»Blinde haben mich niedergeschlagen.«
Er schaute mich durch die Rauchwolke an. »Da bist du dir sicher – oder?«
»Zumindest trugen sie dunkle Brillen vor den Augen und besaßen weiße Blindenstöcke. Mit den Dingern haben sie mich regelrecht niedergeknüppelt. Als ich dann aus meiner Bewußtlosigkeit erwachte, hatte ich Besuch bekommen. Man hätte mich liebend gern erschossen, aber Logan Costello war dagegen.«
Tanner zog ein ungläubiges Gesicht. »Du willst mich hier auf den Arm nehmen?«
»Bewahre.« Ich berichtete ihm ziemlich genau von meinen Erlebnissen. Daß Logan Costello mitmischte, haute ihn fast aus den Schuhen. Und er wunderte sich auch darüber, daß die beiden Toten zu seinen Leuten gehört hatten.
»Dann scheinen es diese Blinden auf die Mafiosi abgesehen zu haben, wenn ich das richtig sehe.«
»Ja.«
»Was sagt Costello?«
»Wie immer kaum etwas. Er ärgert sich mehr innerlich. Du kennst ihn ja, er ist ein gewiefter Fuchs. Costello wird sich sagen, daß ich für ihn die Kastanien aus dem Feuer hole.«
»Tust du das denn?«
»Bleibt mir etwas anderes übrig?«

»Stimmt.«
»Dann viel Spaß!« Er paffte drei Wolken und meinte: »Vielleicht kannst du Costello dabei endlich ein Bein so stellen, daß er stolpert und sich nicht mehr erholt.«
»Das wäre zu schön, um wahr zu sein.«
Tanner nickte. »Okay, wir lassen die Toten abtransportieren und genau untersuchen. Oder sollen wir sie zu euch schaffen lassen?«
»Nein, laß mal. Das könnt ihr auch.«
»Und du?«
»Ich fahre jetzt nach Hause. Ein Taxi werde ich schon finden. Ich gehe unter die Dusche und kümmere mich um meine Blessuren.«
»Wann kann ich dich erreichen? Morgen?«
»Nein, ich werde heute ins Büro gehen.«
»Am Neujahrstag?«
»So ist es.«
»Alle Achtung. Oder bist du arbeitsgeil?«
»Keins von beiden. Was sein muß, das muß sein.«
Er schlug mir auf die Schulter. »Viel Spaß denn.«
»Dir auch, Tanner. Und grüße bitte deine Frau! Du kannst alles auf mich schieben.«
Der Chefinspektor lachte. »Was meinst du denn, was ich tue? So werde ich meinen Familienfrieden retten.«
Ich winkte ihm noch einmal zu und verschwand. Von einer Telefonzelle aus rief ich mir einen Wagen. Er kam relativ schnell. Zu Hause angekommen, stellte ich mich zunächst unter die Dusche und genoß die Wechselbäder.
Danach rieb ich die Blessuren mit einigen Tinkturen ein, um große Folgen zu vermeiden. Anschließend legte ich mich ins Bett und war so erschöpft, daß ich sofort einschlief.
Ich träumte nicht einmal, und erst recht nicht von Männern mit Blindenstöcken oder Totenköpfen auf den Gläsern ihrer Brillen…

***

Kein wunderschöner Neujahrsmorgen in London!
Weder Schnee, blauer Himmel, noch Sonne. Dafür Dunst, Nieselregen, ein widerlicher Wind, aber verhältnismäßig leere Straßen, noch bedeckt von den ausgebrannten Resten der Feuerwerkskörper, über die die vier Reifen meines Dienstrovers rollten und sich in Richtung Scotland Yard bewegten.
Ich hatte nicht sehr lange geschlafen, dafür sehr tief. Dementsprechend frisch fühlte ich mich auch. So richtig aktiv, zum Bäumeausreißen. Zwei Tassen Kaffee hatte ich getrunken, eine Toastscheibe gegessen und etwas Konfitüre und zwei Spiegeleier. Suko hatte ich schlafen lassen. Mein Besuch beim Yard sollte keine acht

Stunden dauern, ich wollte nur wissen, was es Neues ergeben hatte.

Wie gesagt, London war ruhig. So fand ich auch, was normalerweise kaum möglich war, einen Platz vor dem Yard Building, wo noch immer das Baugerüst stand.

Es kletterte hoch an der Gebäudewand. Planen schützten die Menschen vor herabfallenden Teilen. Sie sahen aus wie nasse Fahnen und bewegten sich wellenartig, wenn der Wind über sie hinwegstrich.

Etwa zwanzig Yards vom Eingang entfernt stoppte ich den Rover und stellte ihn in eine Lücke zwischen zwei Gerüstpfosten. Früher hatte man sie aus Holz gebaut, heute nahm man Metall.

Um diese Zeit konnte man von einem Fließen des Verkehrs nicht sprechen. Hin und wieder fuhr ein Wagen vorbei, dessen Reifen schmatzend über den nassen Asphalt rollten.

Ich fühlte mich wieder besser. Die Tinktur hatte geholfen, die Schmerzen waren zurückgegangen, aber noch immer bewegte ich mich ziemlich steif. Zudem klopfte es an den Schläfen, wenn ich zu fest auftrat.

Unter dem Geländer ging ich entlang. Links von mir nahm sehr bald eine Plane die Sicht auf die Fahrbahn.

Rechts befand sich die Hauswand des Gebäudes.

Ein völlig normaler Weg. Ich hatte auch keinen Grund, mißtrauisch zu sein, bis genau zu dem Augenblick, als plötzlich der Kerl mit dem Blindenstock erschien.

Er mußte auf mich gewartet haben. Ich hatte auch nicht mehr an ihn gedacht, bekam nur große Augen, als ich sah, daß er vor mir stand und sofort angriff.

Dabei ging er zurück, hob den Stock an wie ein Gewehr, und bei mir schrillten sämtliche Alarmklingeln.

Ich warf mich nach rechts, prallte gegen die Hauswand, als aus dem unteren Ende des Stocks für einen Moment eine Feuerblume aufblühte. Dann fiel der Schuß.

Das Echo donnerte in meinen Ohren, die Kugel jaulte an mir vorbei. Ich hatte unwahrscheinliches Glück gehabt. Als der Kerl seine Waffe schwenkte, um noch einmal zu feuern, griff ich an.

Mein Fußtritt erwischte den Stock.

Er wurde in die Höhe katapultiert, der zweite Schuß fiel auch, aber die Kugel jaulte gegen das über unseren Köpfen waagerecht verlaufende Metallbrett.

Der Kerl mit der dunklen Brille stieß einen wütenden Laut aus. Ich wollte ihn packen, als er zuschlug.

Der Treffer erwischte mich an der Schulter. Dennoch traf meine Faust seinen Hals.

Gurgelnd taumelte er zurück, duckte sich, schoß nicht mehr, schwang statt dessen herum und kletterte gewandt eine Leiter hoch.

Ich hatte die Chance, seinen Rücken zu erwischen, was ich wiederum nicht wollte. Dafür nahm ich die Verfolgung auf.

Sekunden reichten aus, um einen guten Vorsprung zu gewinnen.

Das mußte ich leider feststellen, denn der Kerl war verdammt schnell. Er hatte das erste Brett bereits erreicht und lief auch darüber weg, denn ich hörte die dumpfen Echos seiner Tritte.

Viel Vorsicht ließ ich nicht walten, denn mit seiner produzierten Geräuschkulisse machte er klar, daß er nicht auf mich lauerte, um mir eine weitere Kugel entgegenzuschicken.

Ich erreichte das Brett, stemmte mich hoch und lief weiter.

Der »Blinde« konnte verdammt gut sehen, und er bewegte sich geschickt voran. Das Ende des Brettes hatte er schon erreicht, schaute sich kurz um, bevor er weiter kletterte.

Diesmal beeilte er sich noch mehr, nahm zwei Sprossen auf einmal und befand sich sehr rasch in Höhe der zweiten Etage.

Ich blieb dicht hinter ihm. Ein paarmal schaute ich zurück, weil ich auch mit einem zweiten Angreifer rechnete. Diese Besorgnis war unbegründet, der erste schien keinen sichtbaren Helfer zu haben.

Auch ich erreichte das dünne Metallbrett. Handwerker hatten auf dem Steg ihre schmalen, mit Putz und Beton gefüllten Wannen zurückgelassen.

Neben einer stand der Blinde.

Er lachte mir entgegen, packte dann einen der Stäbe, schwang sich herum und ließ sich blitzschnell in die Tiefe gleiten. Der war gelenkig wie ein Artist. Da kam ich nicht mit. Als ich die Stelle erreicht hatte, wo er verschwunden war, prallte er bereits mit beiden Füßen zu Boden und warf noch einen Blick zurück.

Er schoß auch.

Ich nahm den Kopf zur Seite, so daß die Kugel an meinem Gesicht vorbeiwischte und gegen das Mauerwerk prallte.

Dann feuerte ich.

Nicht auf den Rücken der Gestalt zielte ich, sondern nahm seine Beine aufs Korn. Die erste Kugel fehlte, er war einfach zu schnell und verschwand plötzlich durch eine Lücke in der Abdeckung. Sosehr ich mich auch beeilte, wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen, von dem schießwütigen Blinden sah ich nichts mehr.

Eines stand fest. Die Typen hatten mich aufs Korn genommen. Sie wollten wohl das nachholen, was sie in der Nacht versäumt hatten.

Das neue Jahr fing ja richtig an.

Die Schüsse waren gehört worden. Aus dem Eingang strömten Kollegen heraus, die mein Abwinken sahen.

»Was ist denn passiert?« wurde ich gefragt.

Ich lachte leise. »Man hat mich nur begrüßt«, erwiderte ich. »Und zwar auf eine bestimmte Art und Weise.«

»Durch Schüsse?«
»Ja.«
»Und wer?«
»Habt ihr einen Banditen gesehen? Oder einen Mann mit dunkler Brille und weißem Stock?«
»Nein.«
»Doch.« Ein anderer nickte heftig. »Den habe ich gesehen.«
»Wo?« fragte ich.
»Der Mann stieg in einen Wagen.«
»Welches Fabrikat? Nummernschild und…«
»Sorry, Sir, nichts.« Der Kollege hob die Schultern. »Ich habe nichts dergleichen gesehen. Außerdem konnte ich nicht wissen, daß der Blinde so wichtig ist.«
»Klar, ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf.« Mein Blick glitt rechts und links die Straße entlang.
Sie lag im Frühdunst, im Nebel, im Nieselregen und sah ziemlich traurig aus.
»Sollen wir eine Fahndung einleiten, Mr. Sinclair?«
»Nein, das hat keinen Sinn. Es steht ja nicht fest, in welchen Wagen der Mann gestiegen ist.«
»Gut, Sir. Kann ich Ihnen sonst noch behilflich sein?«
»Nein, Sie nicht.« Wir hatten das Gebäude inzwischen betreten.
Ich ging zum Lift und ließ mich hochschießen.
Der Gang war leer. Auch Scotland Yard arbeitete nur mit halber Besatzung. Selbst Sir James, mein Chef, war nicht anwesend. Durch das verlassen wirkende Vorzimmer schritt ich, das ohne Glenda nur nüchtern aussah. Mein Büro, das ich mit Suko teilte, sowieso, und so ließ ich mich hinter den Schreibtisch sinken.
Blinde, die killten oder killen wollten!
Ein Phänomen, eine Tatsache? An das letztere wollte ich einfach nicht glauben. Nein, diese Männer mit den dunklen Brillen waren nicht blind. Da steckte etwas anderes dahinter. Was hatten sie mit dem Mafiachef Costello zu tun?
Gerade als ich an ihn dachte, meldete sich das Telefon. Damit hatte ich nicht gerechnet, deshalb schreckte ich auch zusammen, nahm den Hörer und konnte mich nicht melden, denn der Anrufer sprach sofort. Seine Stimme erkannte ich bereits bei der ersten Silbe. Es war Logan Costello, der etwas von mir wollte.
»Habe ich mir doch gedacht, daß ich Sie in der Firma erreiche!«
»Manche Leute arbeiten eben durch.«
Er lachte bissig und kam gleich zum Thema. »Es hat einen Toten gegeben, Sinclair.«
»Nein, zwei.«
»Irrtum, drei. Einer meiner Leute, die ich in der Stadtwohnung

zurückgelassen habe, wurde getötet. Jetzt raten Sie mal, Sinclair, wie sein Gesicht aussieht?«

»Es ist verbrannt.«

»Genau.«

Ich schluckte. Es war in der Tat eine Überraschung, was mir Costello am frühen Morgen präsentierte. Ich strich durch mein Haar und holte tief Luft. »Nun ja«, sagte ich leise. »Es tut mir leid, aber damit konnte keiner rechnen.«

»Selbst ich nicht.«

»Da bin ich mir nicht sicher, Costello. Daß gerade Sie auf die Abschußliste gesetzt worden sind, das muß doch einen Grund gehabt haben. Diese angeblich Blinden jagen Ihre Leute nicht zum Spaß. Costello, was steckt dahinter?«

»Keine Ahnung.«

Ich lachte in den Hörer. »Hören Sie auf, mich für dumm verkaufen zu wollen. Ohne Motiv killen selbst Dämonen nicht. Wem sind Sie da auf die Zehen getreten. Daß diese Personen keinen Respekt vor Ihnen zeigen, haben Sie bemerkt. Sie werden kaum gegen sie ankommen können. Ich soll für Sie die Kastanien aus dem Feuer holen…«

»Das hat kein Mensch behauptet.«

»Nein. Nur wird es darauf hinauslaufen, weil ich leider zu den Hauptbeteiligten des Falles gehöre. Costello, ich gebe Ihnen einen guten Rat. Wenn Sie etwas wissen, sagen Sie es mir. Lieber jetzt als später.«

»Fangt die Blinden, Geisterjäger!« Mit diesen Worten legte er auf und ließ mich mit meinen Gedanken allein.

Wenn Costello bei mir anklingelte, tat er das nicht ohne Grund.

Dann fürchtete er um sein Imperium. Hauptträger dieser verbrecherischen Macht war das Rauschgift. Harte Drogen wie Heroin und Kokain bestimmten die meisten Einnahmen. Natürlich kümmerte er sich auch um andere Dinge wie Glücksspiel, Prostitution, Erpressung und windige Wirtschaftsdelikte, doch das meiste Geld brachte der Handel mit Rauschgift. Wer ihm ans Leder wollte, mußte diese Einnahmequelle zerstören.

Aber wer traute sich das?

Ein normaler Mensch nicht. In London wußte man, welch eine Macht hinter Costello steckte. Es gab tatsächlich nur ihn, der die Fäden des Verbrechens in den Händen hielt. Nicht wie in New York, wo sich mehrere Familien den Markt teilten. In London war Logan Costello der absolute Herrscher. Wer also rüttelte an seiner Macht?

Costello hatte mit dem Teufel paktiert. Es war ihm tatsächlich gelungen, den Satan auf seine Seite zu ziehen, wie damals Dr. Tod und die Mordliga.

Aber die Zeiten waren vorbei. Es gab eigentlich keinen Grund mehr

für Costello, diese dämonischen Aktivitäten zu regenerieren.

Allerdings besaß er trotz allem Feinde auf der schwarzmagischen Seite. Und diese Gruppe besaß einen Namen, der praktisch nicht zu übersetzen war, aber alles beinhaltete.

Macumba!

Es lag nicht einmal sehr lange zurück, da hatte Macumba brutal zugeschlagen. Ein Voodoo-Syndikat hatte den Mafioso von seinem Thron stürzen wollen. Daß er dennoch Londons Herrscher geblieben war, verdankte er Suko und mir. Wir hatten uns mit Macumba beschäftigen müssen und ihn dadurch gerettet.

Macumba war das Böse an sich. Die Afriker hatten diesen Namen erfunden, bevor er dann auf den südamerikanischen Kontinent übergeflossen war. Macumba vereinigte alles das in sich, was Angst, Grauen und Furcht verbreiten konnten.

Es war klassen- und grenzenlos, störte sich nicht an Hautfarben, es war einfach da und nahm die Menschen in Besitz. In London war es damals aus einer widerlich, schleimigen Masse hervorgestiegen und hatte sich in einer beinlosen, dunkelhäutigen Gestalt manifestiert.

Die Gestalt, die eigentlich keinen Namen besaß, hatte sich dann Macumba genannt und mit ihren zahlreichen Zombies hatte sie die Herrschaft des Mafioso vernichten wollen.

Nun, es war ihr nicht gelungen, aber wir hatten auch Macumba nicht zerstören können.

Der Geist des Bösen war unsterblich, das hatte uns die beinlose Gestalt noch mit auf den Weg gegeben, bevor sie zerplatzte. Ich rechnete fest damit, daß er sich jetzt soweit erholt hatte, um einen erneuten Angriff zu starten.

Diesmal nicht mit Schwarzen, sondern mit einer anderen Minderheit, den Blinden.

Falls sie tatsächlich blind waren, das immer vorausgesetzt. Ich dachte darüber nach, wo ich den Hebel ansetzen sollte, und kam zu dem Ergebnis, daß ich es tatsächlich bei den Blinden versuchen mußte.

In einer Stadt wie London existierten mehrere Blindenheime. Bisher hatte ich noch keines besucht. Ich mußte zunächst herausfinden, wo ich sie finden konnte.

Deshalb holte ich mir Adreß- und Telefonbücher. In der nächsten halben Stunde blätterte ich und schrieb mir die entsprechenden Namen heraus. Danach begann die große Telefoniererei.

Bei einigen Blindenheimen hob keiner ab. Schließlich kam es doch zu einem Kontakt.

In Hammersmith befand sich das größte Blindenheim. Dort war das Telefon auch besetzt. Eine nette Frauenstimme meldete sich, hörte sich meine Wünsche an und bedauerte sehr, daß der Leiter des Blindenheims nicht zu sprechen war.

»Ist er in Urlaub?«
»Nein, Sir, aber nicht da.«
»Wann kommt er?«
»Wir haben eine kleine Feier. Er wird wohl gegen Mittag vorbeischauen.«
»Wie heißt Ihr Chef?«
»Das ist Jorge Tigana.«
Ich räusperte mich. »Ein ungewöhnlicher Name, nicht wahr?«
Ihr Lachen perlte mir entgegen. »Ja, da haben Sie recht. Mr. Tigana ist kein Europäer, er stammt aus…«
»Afrika?« fragte ich.
»Nein, aus Brasilien.«
»Oh, auch sehr exotisch.«
»Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, blinden Menschen zu helfen. Ein sehr netter Mensch.«
»Ist er selbst blind?«
»Ja«, antwortete sie. »Er weiß, wovon er spricht.«
»Dann werde ich mir diesen Mr. Tigana einmal anschauen.«
»Wie war noch Ihr Name, Sir?«
»Ich komme schon hin. Aber Sie heißen…«
»Kate Finley«, antwortete sie spontan.
»Danke, Miß Finley, bis später.«
Sollte ich tatsächlich das unwahrscheinliche Glück gehabt haben, eine Spur zu finden?
Das konnte nur möglich sein, denn der Leiter dieses Blindenheims war Brasilianer. In diesem gewaltigen Land war Macumba ebenso ein Begriff wie Pele oder die Samba.
Wenn ich es tatsächlich mit Macumba zu tun bekam, konnte ich mich auf etwas gefaßt machen, denn in dieser Magie spielte der Voodoo-Zauber eine große Rolle und damit auch die lebenden Toten, die Zombies. Allerdings vertrug sich das meiner Ansicht nach nicht mit den verbrannten Gesichtern der Leichen. Es mußte noch etwas anderes eine Rolle spielen, hinter dessen Geheimnis ich leider nicht gekommen war.
Wie war es möglich, daß Gesichter von Toten derart entstellt aussehen konnten? Und nur die Gesichter, nicht der übrige Körper?
Jorge Tigana!
Dieser Name wollte mir nicht aus dem Kopf. Ich war sehr gespannt, was mir der Mann sagen würde. Wenn überhaupt.
Bevor ich mich in Bewegung setzte, rief ich bei Suko an. Er meldete sich nicht, was mich wunderte, dafür jedoch hatte er den Anrufbeantworter eingeschaltet.
Ich hinterließ eine kurze Nachricht, wo er mich finden konnte, und zog mich aus dem leeren Büro zurück.

Unten in der Halle fragte der Kollege vom Empfang. »Alles klar, Mr. Sinclair?«
»Soweit ja.«
»Wir haben auch keinen Blinden mehr in der Nähe gesehen, obwohl wir sehr achtgeben.«
»Das kann ich mir vorstellen.« Ich nickte ihm zu. »Schönen Tag wünsche ich Ihnen noch und alles Gute im neuen Jahr.«
»Danke, für Sie das gleiche.«
Als ich das Yard Building verließ, schaute ich mich vorsichtig um.
Ich war ein gebranntes Kind, das das Feuer scheute. Niemand war da, der mir auflauern wollte. Nur der dunstige und verregnete Neujahrsmorgen hing wie eine dicke Decke über der Stadt.
Ich stieg in meinen Rover und fuhr davon. Während die meisten Bewohner der Millionenstadt allmählich erwachten und ihren Kater aus der vergangenen Nacht pflegten, war ich wieder auf Tour.
Wie gesagt, das Jahr fing gut an…

***

Auch für Suko fing es gut an, allerdings anders. Der Inspektor hatte den Jahreswechsel bewußt allein verbringen wollen. Mit seinen Gedanken war er bei seiner verschwundenen Partnerin Shao gewesen, ohne allerdings mit der letzten Erbin, der Sonnengöttin Amaterasu, telepathischen Kontakt aufnehmen zu können.
Trotz intensiver Bemühungen war die Brücke einfach nicht zustandegekommen.
Kurz nach Mitternacht hatte sich Suko hingelegt. Nicht ohne vorher bei den Conollys anzurufen, um den Freunden ein »happy new year« zu wünschen.
Gegen acht Uhr war Suko erwacht. Er fühlte sich wie frisch geboren, stand auf, duschte kurz, schaute aus dem Fenster, verzog das Gesicht und schlüpfte trotzdem in den Jogging-Anzug. Frühsport am Morgen konnte nicht schaden.
Da Suko damit rechnete, daß einige Bekannte anriefen, schaltete er den Anrufbeantworter ein, nahm den Schlüssel und verließ die Wohnung. Auf dem Flur blieb er für einige Sekunden nachdenklich stehen und dachte darüber nach, ob er nicht seinen Freund John Sinclair wecken sollte, dem es sicherlich nicht ganz so gut erging wie Suko, da John bei den Conollys gefeiert hatte.
Er entschied sich dagegen und ließ den Freund schlafen. Der Hausmeister war auf den Beinen, sah aber aus wie sein eigener Großvater. Die Nacht mußte sehr schlimm gewesen sein.
Als er Suko erkannte, preßte er die Hand vor die Augen. »Wie kann man nur so fit sein?«
Der Inspektor lachte. »Ganz einfach. Indem man so gut wie nichts

trinkt. Wenigstens keinen Alkohol.«

Wehleidig blickte ihn der Hausmeister an. »Das habe ich mir auch vorgenommen, aber dann kam es eben über mich, und alles war vorbei. Tut mir leid.«

»Legen Sie sich hin.«

»Ich habe Dienst.«

Suko breitete die Arme aus. »Wen kümmert das schon an einem Morgen wie diesem.«

Der Hausmeister bekam Glanz in die Augen. »Ja, Sir, eigentlich haben Sie recht.« Er kam näher und senkte die Stimme. Suko roch dabei die Alkoholfahne. »Wenn Sie zurückkommen und mich nicht sehen sollten, bin ich trotzdem da. Sie verstehen?«

»Nicht ganz.«

»Ich lege mich in meiner Loge nieder.«

»Auf den Boden?«

»Nein, auf eine Liege, die ich mitgebracht habe.«

Suko lachte und schlug ihm auf die Schulter. »Sie sind richtig, machen Sie das nur. Heute mittag sind Sie wieder fit.«

»Das will ich doch hoffen. Und viel Glück beim Joggen.«

»Klar.«

Sekunden später stand der Inspektor vor der Tür. Er atmete die kühle Luft, spürte die Feuchtigkeit wie Tücher auf seinem Gesicht und bewegte seine Beine, so daß es aussah, als würde er im Stehen anfangen zu laufen.

Dann startete er, lief über Gehwege und Parkplätze, an einem Pub vorbei, der noch geschlossen hatte. Suko gelangte zu den Grünflächen, die die Parkplätze einrahmten; im Hintergrund standen die Hochhäuser.

Allmählich lockerten sich seine Muskeln. Er merkte, daß sich die Beine wie von selbst weiter bewegten. Allmählich fing er an zu schwitzen.

Immer wieder drehte er seine Runden. Drei Meilen wollte er schaffen. Suko joggte eigentlich nur an den Sonn- und Feiertagen, wenn er Zeit dafür besaß. Ansonsten war der anstrengende Dienst Training genug für ihn.

Aber er war nicht der einzige, der lief. Eine Frau, deren dunkle Haare von einem weißen Stirnband gehalten wurden, begegnete ihm und lächelte ihm zu.

Suko winkte zurück. Noch eine Runde mußte er drehen, dann hatte er es geschafft.

Vor der Haustür blieb er stehen, beugte sich vor, atmete tief durch, schüttelte Arme und Beine aus, wischte mit dem Ärmel Schweiß von der Stirn und stellte fest, daß er nicht erschöpft war. Das Laufen hatte ihn gerade richtig in Form gebracht.

Der Hausmeister hatte recht behalten. Er war da, aber nicht zu sehen. Nur daß er schnarchte, hatte er Suko nicht gesagt. Das Geräusch war selbst an der Eingangstür zu hören.

Der Schlafende interessierte Suko nicht. Sein Blick galt zwei anderen Besuchern, die etwas verloren wirkend in der Halle standen und nicht wußten, was sie tun sollten, denn sie schauten sich ziemlich ratlos um.

Die Männer waren blind!

Sie trugen weiße Stöcke, dunkle Brillen vor den Augen, lange Stoffmäntel und flache, dunkelblaue Pudelmützen auf den Köpfen, die ihre Haare verdeckten.

Suko ging auf die beiden zu, die seine Schritte gehört hatten und sich umdrehten.

»Kann ich Ihnen helfen?« erkundigte sich der Inspektor.

»Wer sind Sie?«

»Ein Hausbewohner.«

»Ah, wir dachten, es wäre der Hausmeister. Aber der schläft wohl, nicht wahr?«

»Es ist nicht zu überhören.«

»Wo fahren Sie denn hin?«

»In den zehnten Stock.«

»Dann können Sie uns begleiten.«

»Gern. Zu wem wollen Sie?«

»Zu einer bekannten Familie.«

»Okay, ich begleite Sie.«

»Gehen Sie ruhig vor, wir richten uns dann nach Ihren Schritten, Mister.«

Suko hatte nichts dagegen. Er schöpfte auch keinen Verdacht. Der Lift stand noch unten. Suko ließ die Tür offen und schaute den zwei Blinden zu, wie sie die Kabine betraten. Sie bewegten sich sehr vorsichtig und tasteten mit den Enden ihrer weißen Stöcke den Boden ab. Sehr vorsichtig betraten sie die geräumige Kabine, gingen bis zur Rückwand vor und drehten sich dort um.

Suko hatte den Kontaktknopf gedrückt. Die Zahl zehn leuchtete auf. Wenig später zischte der Lift hoch.

Die Blinden rührten sich nicht. Sie standen nebeneinander, als hätte man sie dort aufgebaut. Ihre Hände umklammerten die krummen Griffe der Stöcke.

Suko schaute in ihre Gesichter. Automatisch versuchte er, das Dunkel der Brillen mit seinen Blicken zu durchdringen, um die Augen dahinter erkennen zu können.

Er sah nichts. Das Glas war blauschwarz eingefärbt. Eine ungemein tiefe Farbe.

Das Ziel war schnell erreicht. »Moment«, sagte Suko, als sich die Tür öffnete, »ich werde den Kontakt unterbrechen, dann können Sie den

Lift verlassen.«
»Danke.«
Hintereinander gingen sie her. Wieder tasteten und schwangen sie mit ihren Stöcken den Boden ab, obwohl Suko ihnen erklärt hatte, daß es keine Hindernisse gab.
»Ich wohne auch hier«, sagte er. »Jetzt müssen Sie mir nur sagen, wen Sie besuchen wollen.«
»Ja, ja…« Die Blinden standen vor Suko. Einer von ihnen hob seinen Stock. Er deutete schräg in den Gang hinein, ungefähr dorthin, wo auch Suko und sein Freund John Sinclair ihre Wohnungen besaßen.
»Das ist die Richtung.«
»Gut, ich werde vorgehen.«
Nach zwei Schritten schon bereute Suko seinen Entschluß. Er hörte hinter sich noch das pfeifende Geräusch, das ihn warnte, zog blitzschnell den Kopf ein und wurde trotzdem erwischt.
Der harte Blindenstock knallte gegen seinen Schädel und gleichzeitig in den Nacken.
Suko war völlig unvorbereitet erwischt worden. Er konnte zwar einiges einstecken, in diesem Fall aber sah er plötzlich Sterne vor seinen Augen aufblitzen.
Der Chinese fiel auf den Boden. In seinem Kopf kreiste ein gewaltiger Bienenschwarm. Suko stöhnte, war zwar nicht bewußtlos geworden, hielt sich aber nur mit Mühe.
Ein Tritt warf ihn auf den Rücken.
Wer joggt, der trägt keine Waffe bei sich. Auch Suko hatte die Beretta in der Wohnung gelassen und nur seinen Schlüssel mitgenommen. Er starrte hoch und sah die Gesichter der Blinden über sich.
Die Männer trugen noch immer ihre dunklen Brillen, aber Suko glaubte nicht mehr daran, daß sie auch tatsächlich blind waren.
Sie hielten ihre Stöcke in den Händen und drückten die Enden gegen Sukos Brust.
»Es sind nicht nur Blindenstöcke, auch Waffen«, erklärte einer der Kerle.
»Das glaube ich euch.«
»Wunderbar.«
»Okay, was wollt ihr? Ich habe kein Geld bei mir, auch kaum etwas in der Wohnung…«
»Geld interessiert uns nicht.«
»Was dann?«
»Es geht um dich und Sinclair.«
»Um wen, bitte?« stellte Suko sich dumm.
»John Sinclair. Du kennst ihn. Er ist dein Freund. Er kam uns in die Quere und wird es zu büßen haben.«
»Was denn?«

»Hör auf, Chinese! Du kennst ihn. Wir wollen nur von dir wissen, wo er sich befindet?«

»In seiner Wohnung, nehme ich an.«

»Da ist er nicht. Wir haben angerufen.«

»Dann weiß ich es auch nicht. Vielleicht läuft er einige Runden.«

Suko grinste verzerrt. »Das nennt man wohl Alkoholverdunstungsstunde. Kann ja sein, nicht?«

»Halt dein Maul! Wir können uns selbst auf den Arm nehmen.«

Sie zogen die Stöcke von der Brust zurück, zielten aber weiterhin auf den Inspektor. Der Abzug mußte sich in den Griffen befinden, um die sie ihre Hände geschlungen hatten.

»Und was jetzt?« fragte Suko.

»Du kannst aufstehen.«

»Danke.« Er rollte sich auf die Seite und massierte dabei seinen Nacken, wo ihn der Treffer erwischt hatte. Das würde er den beiden Kerlen zurückzahlen, falls sich die Gelegenheit ergeben sollte.

Sehr vorsichtig stand er auf. Daß die »Blinden« nicht spaßten, war ihm klar, aber was steckte dahinter? Suko konnte sich nicht daran erinnern, einen Fall in der letzten Zeit bearbeitet zu haben, in dem Blinde eine Rolle gespielt hatten. Abgesehen von Abbé Bloch, aber der war tatsächlich blind.

»Die Arme halbhoch!« befahl man ihm.

Suko gehorchte. Dann mußte er vor bis zu seiner Wohnungstür gehen. Dort blieb er stehen und warf einen Blick über die Schultern.

Die beiden standen in einer günstigen Schußentfernung. So schnell Suko auch war, hier konnte er nichts machen.

»Wollt ihr mich besuchen oder John Sinclair?«

»Dich, Chinese. Du wirst ihn anrufen und in deine Wohnung locken. Das ist alles.«

»Ich weiß aber nicht, wo er steckt, verdammt.«

»Laß dir etwas einfallen. So viele Möglichkeiten wird es schon nicht geben.«

»Ihr habt Humor, wirklich, aber einen verdammt schlechten.«

»Das überlaß mal uns.«

»Darf ich meinen Schlüssel hervorholen?«

»Sicher, aber keine Tricks dabei. Die Kugeln aus unseren Stöcken sind immer schneller.«

»Das glaube ich euch sogar.«

Suko schloß auf. Über seinen Rücken rann ein Kribbeln, das auch den letzten Wirbel erwischte. Mit allem hatte er gerechnet, nur nicht mit dem Erscheinen dieser beiden angeblich Blinden.

Sein Hinterkopf schmerzte noch. Auch der Nacken sowie ein Teil der linken Schulter. Der Kerl hatte verdammt hart zugeschlagen.

Suko betrat den Flur, die Typen blieben ihm auf den Fersen. In den

Spiegel schielend konnte Suko erkennen, daß sie ihre als Gewehre umfunktionierten Blindenstöcke noch immer mit den unteren Enden – den Mündungen – auf seinen Rücken gerichtet hielten.

Im Wohnraum verteilten sie sich dann und nahmen Suko praktisch in die Zange.

»Wie geht es weiter?« fragte der Inspektor.

»Du sollst telefonieren.«

»Ich weiß nicht…«

»Hör auf!« rief der Größere der beiden Männer. Er besaß ein hartes Kinn und eine kleine Nase, die wie ein gekrümmter Finger wirkte.

»Wenn du nicht tust, was wir befehlen, bekommt dein Kopf bald Durchzug.«

»Okay, ich versuche es. Darf ich mich dabei setzen?«

»Ja!«

Der Inspektor ließ sich im Sessel nieder. Den Apparat stellte er auf seine Knie. Dann wählte er.

»Wen rufst du an?«

»John Sinclair. Er wohnt ja nebenan. Vielleicht ist er inzwischen zurückgekehrt.«

»Das glauben wir nicht.«

»Wie ihr wollt.« Suko machte nicht mehr weiter. »Wo soll ich es jetzt versuchen?«

»Das müßtest du besser wissen.«

»Ja, ist klar.« Er wählte die Nummer der Conollys. Möglicherweise hatte John dort übernachtet. »Was soll ich denn sagen, wenn ich ihn tatsächlich erwische?«

»Daß er herkommen soll.«

»Mehr nicht.«

»Nein.«

Eine frisch klingende Sheila meldete sich und war erstaunt, Suko an der Strippe zu haben. »Was gibt es denn?«

»Es geht um John. Hat er bei euch übernachtet?«

»Nein.« Die Antwort klang erstaunt.

»Dann ist er gegangen«, murmelte Suko. »Kannst du mir sagen, wann ungefähr?«

»Ja, das war kurz nach Mitternacht, glaube ich. Er hat sich einen Wagen kommen lassen. Aber wieso? Ist er denn nicht in seiner Wohnung?«

»Nein.«

»Das verstehe ich nicht. Könnte etwas passiert sein, Suko?«

»Weiß ich noch nicht. Jedenfalls vielen Dank für deine Auskünfte, Sheila.«

»Nichts?« fragten die »Blinden«.

»Tut mir leid.« Suko wählte nicht weiter. Er balancierte den Apparat

auf seinen Händen und dachte daran, daß er ein ziemlich langes Kabel besaß.

»Versuch es woanders!«

»Wo denn?«

»Im Yard.«

»Glaubt ihr, daß er dort ist?«

Der Kleine nickte. »Ich sah ihn hineingehen.«

»Wieso…?«

»Ruf an.«

Allmählich wurde es Suko mulmig. Die Kerle schienen mehr zu wissen als er selbst. Beim Yard erreichte er nichts, nur als er die Nummer unten beim Portier wählte, tat sich etwas. Man erklärte ihm, daß John Sinclair das Gebäude mit unbekanntem Ziel verlassen habe. »Und er ist mit dem Wagen gefahren.«

Suko lachte auf. »Das ist ein Ding. Na ja, ich bedanke mich. Ein gutes neues Jahr.«

»Nun?«

Der Inspektor lächelte. »Er ist nicht mehr da. Er war da, ihr habt recht gehabt, aber jetzt nicht mehr. Anscheinend hat er vorgehabt, jemand zu besuchen. Wer das ist, kann ich euch leider nicht sagen. Pech auf der ganzen Linie. Dabei würde mich wirklich interessieren, was ihr von ihm wollt. Woher kommt ihr, ihr angeblich Blinden? Was hat euch John Sinclair getan?«

»Er hat uns gesehen, das genau war sein Fehler.«

»Kann ich mir nicht vorstellen, denn ich habe euch schließlich auch gesehen.«

»Es ist auch dein Fehler.«

»Soll das heißen, daß ihr mich…?«

»Richtig, Chinese. Wir werden dich erschießen, und es wird uns nicht einmal leid tun. Wir sind gekommen, um in London aufzuräumen. Ob Bullen oder Gangster, sie alle sind dran.«

Suko hatte längst gespürt, wie stark sich die Gefahr verdichtete. Er mußte etwas tun, solange einer der beiden noch redete. Der Größere sprach, er war mehr abgelenkt, der Kleine stand da, ohne sich zu bewegen. Die Gewehrmündung glotzte aus dem Ende des Stockes hervor.

Da schleuderte Suko das Telefon auf ihn zu!

***

Es hatte mir direkt Spaß gemacht, durch ein so leeres London zu fahren.

Über die breite West Cromwell Road war ich in den Ortsteil Hammersmith gelangt, in dem auch einer der größeren Londoner Friedhöfe lag, der Hammersmith Cemetry. In Sichtweite des Friedhofs

stand das Charing Cross Hospital, aber dort wollte ich nicht hin.
Das Blindenheim lag südöstlich davon, umgeben von einem Park, den wiederum eine Mauer nebst Eisengitter einzäunte.
Über das Gitter hinweg schauten die blattlosen Zweige des alten Baumbestands.
Ich suchte ein Tor, fand es offen und ließ den Rover auf einen breiten Kiesweg rollen.
Der Himmel meinte es gut mit den Menschen. In der letzten halben Stunde hatte sich der Dunst verzogen. Kein Sprüh rieselte mehr aus den Wolken. Dafür sah ich die helle Bläue des Himmels wie ein Tuch hoch über der Stadt. Irgendwo stand auch die Sonne. Sie selbst konnte ich nicht entdecken, aber die Strahlen hatten das Blau glänzend gemacht.
Im Park selbst durfte ich nur Schritt fahren. Das gute Wetter war auch von den Blinden bemerkt worden, denn einige von ihnen hatten den klassizistisch anmutenden Bau verlassen und schritten langsam durch den Park. Eine Schwester führte die Aufsicht. Sie winkte, als ich langsam näher kam.
Ich hielt an, kurbelte die Scheibe nach unten und hörte ihre Frage.
»Wo wollen Sie hin?«
»Zu Jorge Tigana.«
Ihre Augenbrauen verschoben sich. »Sie sind natürlich angemeldet?«
»Ja, über Miß Kate Finley.«
»Ah so, ja. Kennen Sie sich aus?«
»Leider nicht.«
Sie drehte sich und deutete mit dem Arm nach vorn. »Fahren Sie vorsichtig weiter, und stellen Sie Ihren Wagen dort ab, wo auch andere Fahrzeuge stehen.«
»Danke sehr.«
Ich rollte nur im Schrittempo dahin. Hin und wieder sah ich einen der Patienten. Mein Wagen wurde gehört, aber nicht gesehen. Wenn ich an den Menschen vorbeifuhr, drehten sie die Köpfe und horchten dem Geräusch des Motors nach.
Vier Wagen parkten nahe des Eingangs, der neu angelegt sein mußte. Innerhalb der alten Mauern fiel die breite Glastür sehr auf.
Ich stellte den Wagen ab, stieg aus und schaute mich kurz um.
Wege führten durch den kleinen Park. Ich sah Bänke, auf denen keiner saß, höchstens Vögel, die irgendwelche Brosamen wegpickten.
Man sah mich wohl nicht, aber man hatte mich gehört. Nicht weit entfernt sah ich Männer, die ihre Gesichter mit den dunklen Brillen in meine Richtung gedreht hatten.
Das fiel mir auf. Nur Männer, keine Frauen. Ich schlenderte auf den Eingang zu. Rechts gab es noch einen schmalen Steg, gesichert durch zwei Geländer rechts und links, so daß sich dort auch Blinde

festhalten konnten.

Die Tür öffnete sich vor mir, ich konnte in die Halle schauen und betrat sie.

Überall gab es Sitzplätze, an den Wänden Geländer und rechts eine Information, wo sich hinter einer kleinen Trennscheibe eine etwa dreißigjährige, blonde Frau erhob und mit der Hand dabei durch ihre wilden Locken fuhr, unter denen sich das Puppengesicht zu einem Lächeln verzog, als sie sagte: »Sie müssen derjenige sein, der angerufen hat und dessen Namen ich noch nicht kenne.«

»So ist es, aber das läßt sich ändern. Ich heiße John Sinclair. Und Sie sind Kate Finley.«

»Genau.« Sie strich ihr figurbetontes dunkelrotes Kostüm glatt.

Wie eine Krankenschwester sah sie nicht gerade aus.

Sie kam hinter ihrem Arbeitsplatz hervor und reichte mir die Hand. Momentan waren wir die einzigen in der Halle. »Wollen Sie noch immer Mr. Tigana sprechen?«

»Gern.«

»Ich weiß nicht, ob er anwesend ist.«

»Versuchen Sie es.«

»Ja, mal sehen.«

»Mögen Sie Ihren Chef nicht?«

»Natürlich mag ich ihn. Wie kommen Sie überhaupt darauf?«

»Nur so.«

»Ich weiß nur nicht, ob es gut ist, wenn ich ihn jetzt störe. Wenn er anwesend ist, meditiert er.«

»Ah ja?«

»Ja, er hat einen speziellen Raum, in den er sich zurückzieht. Sie müssen sich darauf einstellen, daß er ein wenig seltsam ist.«

»Wie das?«

»Nun ja, auch er trägt eine dunkle Brille.«

»Moment mal«, sagte ich. »Soll das heißen, daß Ihr guter Jorge Tigana blind ist?«

»Ja, ein Unfall.«

»Wann?«

»Nicht hier, noch in Brasilien. Aber er hat eine fast wahnsinnige Kraft, wenn Sie verstehen. Was er geleistet hat, ist einmalig. Trotz seiner Blindheit hat er dies hier alles aufgebaut. Ohne große Werbung für sich zu machen, wirklich in aller Stille.«

»Das bewundern Sie!«

Sie nickte heftig. »Nicht nur ich, Mr. Sinclair. Alle anderen vergöttern ihn. Er ist wirklich einmalig. Nur wer selbst blind ist, kann Verständnis für Blinde aufbringen. Dabei merken Sie ihm dies kaum an. Er bewegt sich so sicher wie ein Sehender.«

»Vielleicht kann er das wirklich«, sagte ich.

»Bitte, Mr. Sinclair.«
Ich lächelte. »Es war nur ein Spaß. Wenn Sie so nett sein würden und mich jetzt zu ihm führen…«
»Ja, das mache ich, kommen Sie.«
Wir mußten in einen Gang hineingehen. Der Boden war mit einem weichen Material bedeckt. Auch an den Wänden sah ich Geländer.
Ein sehr alter Mann kam uns entgegen. Trotz seines Blindenstocks hielt er sich noch am Geländer fest.
»Hallo, Mr. Johnson«, sagte Kate.
»Ach, Sie sind es. Ich habe gespürt, daß sich das Wetter gebessert hat.«
»Das stimmt auch. Wir haben einen blauen Himmel. Es ist auch nicht zu kalt.«
Der alte Mann nickte. »Dann werde ich einen kleinen Spaziergang wagen. Bis zum Essen bleibe ich draußen.«
»Das würde ich auch gern.«
Wir passierten ihn und blieben vor einer grün angestrichenen Fahrstuhltür stehen. Kate betätigte den Kontakt, so daß die beiden Hälften sich auseinanderschoben.
»Nach Ihnen.«
Ich trat in die geräumige Kabine. Auch hier waren die Geländer vorhanden, an denen sich die Blinden festhalten konnten. Auch zwei Sitzplätze waren vorhanden.
Ich wunderte mich, als die Frau den untersten Knopf drückte.
»Fahren wir in den Keller?«
»Ja. Mr. Sinclair.«
»Weshalb denn das?«
»Weil Mr. Tigana dort sein Büro besitzt. Er hat es bewußt so gemacht, damit die anderen Räume nur unseren Patienten zur Verfügung gestellt werden können. Das ist auch wieder eine Geste, die Sie bei einem anderen Klinikchef kaum finden werden.«
»Da haben Sie wohl recht.«
Nach meiner Antwort stoppte der Fahrstuhl seidenweich. Die Tür öffnete sich automatisch.
Wir betraten einen breiten Gang. Kate Finley führte mich nach links, auf die einzige Tür zu.
Ich blieb stehen und sah, daß Kate den Zeigefinger auf einen beleuchteten Knopf preßte. Ob sie damit ein Signal gab, war nicht festzustellen, jedenfalls schwang die Tür vor unseren Augen auf. Sie glitt fast lautlos auf einer Schiene.
Das war ziemlich ungewöhnlich. Ich ließ Kate den Vortritt. »Nach Ihnen, bitte.«
Sie ging in den Raum, in dem ich ein Büro vermutete. Ein Irrtum, wie sich sehr bald herausstellte. Es war kein Büro, dafür öffnete sich ein

ziemlich großer Raum, mehr lang als breit und in einem Halbdunkel liegend. Er war ungewöhnlich, denn das Licht sickerte aus Holzleisten, die an beiden Seiten dicht unterhalb der Decke angebracht worden waren. Es strömte zu Boden und verteilte sich dort wie ein Schleier, bevor der Untergrund es aufsaugte.

Kate Finley lachte, als sie sah, wie vorsichtig ich diesen Kellerraum betrat.

»Was ist? Haben Sie Angst?«

»Das nicht gerade, aber ein solches Büro hatte ich mir nicht vorgestellt.«

»So reagieren viele Besucher.«

Hinter uns fiel die Tür automatisch zu. Kate war nach links gegangen. Ich folgte ihr dabei und erkannte tatsächlich so etwas wie einen Schreibtisch oder eine Barriere, die die gesamte Breite des Kellerraumes einnahm.

Dahinter hob sich eine Gestalt ab.

Wer sie war, konnte ich nur ahnen. Jedenfalls stand sie nicht, sondern saß.

Kate sprach sie an. »Hier ist der Besucher, von dem ich Ihnen berichtet habe, Mr. Tigana.«

»Ah ja, danke.«

Ich lauschte dem Klang der Stimme nach. Das Echo war in der grauen Düsternis verrollt. Gehört hatte ich diese Stimme noch nie, sympathisch war sie mir auch nicht gerade, was nicht an dem fremdländisch klingenden Akzent lag. Ich glaubte vielmehr, ein Lauern aus der Stimme hervorgehört zu haben.

»Bitte, treten Sie doch näher, Mister…«

»Sinclair, John Sinclair.«

»Aha ja. Meinen Namen werden Sie ja kennen.« Er lachte leise.

»Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuchs, Sir?«

Ich hatte ihm eine ehrliche Antwort geben wollen, aber meine Stimme versagte. Da war etwas, das mir überhaupt nicht gefiel. Eine Aura der Gefahr.

»Nun ja, ich möchte gern mit Ihnen reden, Mr. Tigana. Nehmen Sie es bitte nicht persönlich. Ich hörte, daß Sie Ihr Augenlicht verloren haben. Ich kann sehen, allerdings nicht im Dunkeln. Wenn ich mit einem Menschen rede, möchte ich ihn gern von Angesicht zu Angesicht erkennen können. Ist das zuviel verlangt?«

»Keinesfalls, Mr. Sinclair. Ich muß mich entschuldigen. Wenn ich mit meinen blinden Freunden spreche, kann ich zumeist auf das Licht verzichten. Die Sehenden in diesem Hause haben sich ebenfalls daran gewöhnt. Moment bitte.«

Ich war mittlerweile so nah an ihn herangekommen, daß ich erkennen konnte, wie er sich bewegte. Seinen linken Arm streckte er

aus. Die Hand kroch dabei über die Platte des breiten Schreibtischs und fand einen bestimmten Knopf.

Den drückte er.

Auf dem Tisch stand eine Lampe. Sie besaß einen zylinderartigen Fuß und einen viereckigen Schirm aus Kunststoff, der an seinem äußeren Ende schwarz eingefärbt war, damit das Licht nicht nach vorn, sondern nur nach unten strömen und sich dort verteilen konnte. Es reichte aus, um die Gestalt des Mannes aus dem Finstern hervorzuholen.

Jorge Tigana besaß einen sehr kurzen Bürstenhaarschnitt, ein kantiges Gesicht, trug eine dunkle Brille vor seinen Augen und wirkte überhaupt nicht schwach. Vielleicht trugen die breiten Schultern dazu bei, über die sich eine Jacke spannte.

Das alles nahm ich nur am Rande wahr.

Mich interessierte seine Brille. Und genau die besaß ein weißes Gestell.

Für mich war der Fall klar. Jorge Tigana war genau die Person, in deren Brillengläsern ich die Totenschädel erkannt hatte, kurz bevor mich die Bewußtlosigkeit schluckte…

***

Tod oder Leben!

Eine andere Alternative gab es für Suko nicht. Deshalb hatte er so blitzartig reagiert und das Telefon auf den Kerl zugeschleudert. Aus dem Handgelenk geworfen, aber ungemein kräftig fegte es auf den ›Blinden‹ zu, der davon völlig überrascht wurde.

Der Apparat hämmerte gegen seinen Hals, und der Mann kippte nach hinten.

Suko flog mitsamt dem Sessel zur Seite. Als der Schuß fiel, lag er schon am Boden. Die Kugel fetzte in das Schulterstück der Sessellehne. Dort riß sie den Stoff auf, was Suko nicht weiter kümmerte, er hatte sich bereits aus der unmittelbaren Gefahrenzone gedreht, eine Rolle geschlagen und hechtete auf den Schützen zu.

Suko prallte gegen den Mann, bevor dieser sein Gewehr neu einrichten konnte.

Der Mann fiel gegen seinen Kumpan, das hatte Suko gewollt, und er nutzte das Durcheinander aus.

Schnell wie ein Schatten war er auf den beiden. Die Kerle bekamen es nun mit einem ausgebildeten Karatekämpfer zu tun, dessen Schläge zunächst ihre Arme trafen.

Der Inspektor wunderte sich darüber, wie hart ihre Haut war. Einer ließ seinen Stock los, den Suko zur Seite kickte und sich gleichzeitig um den zweiten ›Blinden‹ kümmerte. Sein Karateschlag trieb den Mann zur Seite, der durch das halbe Zimmer torkelte und über einen

Stuhl fiel.
Suko hechtete hinterher, seine Faust kam wie ein Dampfhammer und traf das Kinn.
Der Kopf des Mannes flog zurück, aber der Kerl war noch nicht ausgeschaltet. Er versuchte es wieder, bis Suko sein rechtes Gelenk packte und es hart herumdrehte.
Das Brüllen schwang durch den Raum, aber der Inspektor hatte erreicht, was er wollte.
Er schleuderte den Stock fort, sprang auf die Füße und drehte sich herum.
Der zweite Mann war verschwunden!
Sukos Blick fiel in den Flur. Er konnte die Tür sehen, die nicht offen stand.
Wo befand sich der Kerl? Noch im Raum?
In seinem Rücken hörte der Chinese das leise Lachen. Er drehte sich um und sah den Größeren der beiden, wie er sich langsam erhob. Mit der linken Hand stützte er sich dabei ab, die rechte berührte mit zwei Fingern den Rand der Brille.
Fast gemächlich nahm er sie ab – und präsentierte seine Augen!
Suko fuhr der Schreck durch alle Glieder. Die Augen dieses angeblich Blinden waren tatsächlich nicht normal. Sie brannten in einem unheimlichen Feuer…

***

Was es genau war, konnte der Inspektor nicht sagen. Es waren auch keine normalen Flammen. Eine gallertartige Masse brannte, gab keinen Rauch ab, bewegte sich aber.
Suko spürte die Hitze!
Ihm kam es vor wie ein plötzlicher Schlag ins Gesicht. Brutal wurde er davon getroffen. Einen Schrei konnte selbst er nicht unterdrücken, riß die Hände vor sein Gesicht und wandte den Kopf ab.
Hinter sich hörte er das böse Lachen des »Blinden« und auch dessen kratzige Stimme. »Nicht erschießen werden wir dich, sondern verbrennen. Dir wird die verkohlte Haut vom Gesicht abgezogen, das verspreche ich dir. Du wirst das Grauen erleben, du wirst langsamer sterben und spüren, wie es ist, in einem Feuer zu vergehen.«
Mit noch immer vor das Gesicht geschlagenen Händen taumelte Suko durch den Raum. Er geriet in Richtung Schlafzimmer, als er das Geräusch der sich dort öffnenden Tür hörte.
Suko spreizte die Finger, damit er durch die Lücken schielen konnte.
Der zweite Kerl trat aus dem Raum. Auch er hatte seine Brille abgenommen, zeigte Suko seine Augen, und wieder traf den Chinesen der mörderische Brand.
Der erste hatte seinen Rücken erreicht und hämmerte ihm die Fäuste

ins Kreuz.

»Da!« brüllte er. »Hin zu ihm. Verbrenne, du Hund!«

Und Suko stolperte in den Tod…

***

Ja, genau, er war es, daran gab es keinen Zweifel. Dieser Jorge Tigana war genau der Kerl, den ich gesehen hatte und in dessen Brillengläsern sich die beiden makabren Totenköpfe gespiegelt hatten.

Ich war ihm freiwillig in die Falle gelaufen, aber ich ließ mir nichts anmerken. Er sollte noch nicht wissen, daß ich ihn erkannt hatte.

Auch er tat, als hätte er einen Fremden vor sich. Seine Hände hatte er flach auf den Tisch gelegt. Ich konnte sie im Licht der Lampe erkennen und sah auch die Härchen auf der Haut wachsen. Sie wirkten wie ein braunblonder Pilz. Man konnte sagen, was man wollte, dieser Mann war außergewöhnlich.

Ich wußte nicht, ob er mich anschaute, weil nicht zu erkennen war, was sich hinter der Brille tat. Jedenfalls fragte er mit fast sanft klingender Stimme. »Mit wem habe ich das Vergnügen, Sir?«

»Ich nannte Ihnen meinen Namen bereits.«

»Ja.« Er räusperte sich und lachte. »Das stimmt schon, Sie sagten es. Aber Sie haben mir noch nicht den Grund Ihres Besuchs bei mir erklärt. Das meine ich. Sind Sie vom Fach?«

»Nein, nicht aus Ihrer Branche. Ich bin Polizist. Scotland-Yard-Beamter.«

»Oh.« Er lächelte etwas. Dann folgte ein uralter Witz. »Ich habe doch nicht falsch geparkt?«

»Nein, das haben Sie nicht. Können Sie fahren?«

»Ich lasse mich fahren.«

»Sorry, natürlich.«

»Was also führt ausgerechnet einen Polizisten zu mir, einem Wohltäter der Menschheit?«

Eingebildet war er überhaupt nicht. »Nennen Sie sich so, Mr. Tigana?«

»Man hat mir den Namen gegeben. Ich gebe gern zu, daß ich ihn übernahm.«

»Das ist menschlich.«

»Sicher. Also, Mr. Sinclair. Welch einen Grund hat Scotland Yard, sich um mich zu kümmern?«

»Es geht um zwei, nein«, ich dachte an Costellos Anruf, »um drei Morde.«

Tigana nickte. »Das ist nicht wenig. Das ist sogar sehr schlimm. Aber was habe ich damit zu tun?« Er hob die Hände und ließ sie wieder fallen. »Oder soll ich diese Morde begangen haben?«

»Das glaube ich nicht.«

»Weshalb sind Sie bei mir?«
»Vielleicht kennen Sie die Mörder. Den Aussagen der Zeugen nach sollen es Blinde gewesen sein.«
»Hm!« machte er. »Blinde, nicht wahr?« Er fing schallend an zu lachen. »Hast du das gehört, Kate. Blinde sollen Morde begangen haben. Was sagst du dazu?«
Kate Finley stand hinter mir. »Ich sehe dies als eine Unverschämtheit an. Mr. Tigana.«
»Ja, das stimmt.« Er wandte sich wieder an mich. »Wer behauptet das eigentlich?«
»Wie gesagt, die Zeugen…«
»Hören Sie auf! Meine Patienten sind meine Freunde. Ich müßte Sie etwas fragen. Wie sollen Blinde hier wegkommen? Was wollen Sie mir in die Schuhe schieben?«
»Gar nichts. Ich möchte nur noch einmal auf die Zeugen zurückkommen. Einer davon bin ich gewesen.«
»Wie bitte?«
»Ja, ich selbst bin in der vergangenen Nacht von zwei angeblichen Blinden angegriffen worden. Sie schlugen mich mit ihren weißen Stöcken zusammen.«
Er lachte, legte den Kopf zurück und riß den Mund auf. »Hören Sie, Sinclair. Sie kommen hierher, um mir Märchen zu erzählen. Schämen Sie sich. Es ist einfach eine Schweinerei, mir so etwas unterstellen zu wollen.«
»Dann geben Sie zu, daß sie dabei waren?«
»Wobei?«
»Bei dem Überfall auf mich.«
»Das müssen Sie mir aber genauer erklären.«
»Gern, Sie Wohltäter. Kurz bevor ich in die Bewußtlosigkeit abglitt, da sah ich noch einen dritten Gegner. Er trug ebenfalls eine dunkle Brille. Allerdings gab es zwei wesentliche Dinge, die diese Brille von den anderen unterschied. Die Brille des dritten Angreifers besaß ein weißes Gestell, wie die Ihre. Und in ihren Gläsern schimmerten kleine Totenköpfe. Mr. Tigana.«
»Wie bei mir, wie?«
»Das habe ich nicht behauptet.«
»Ich trage keine Brille mit Totenköpfen, Sinclair. Und weiße Gestelle gibt es viele. Das ist kein Beweis für Ihre infamen Behauptungen.«
Ich winkte ab. »Ob infam oder nicht. Ich jedenfalls weiß, daß Sie nicht der Wohltäter sind, als den Sie sich gern ausgeben. Ich habe einen ganz anderen Verdacht.«
»Und welchen?«
»Weshalb haben Sie die beiden Männer auf der Straße getötet oder töten lassen? Ihre Gesichter waren zu einer schwarzen, öligen,

ascheartigen Masse verschmort. Was haben Sie ihnen getan? Und wußten Sie, für wen die Männer arbeiteten?«

»Ich weiß gar nichts.«

In den folgenden Sekunden schob ich ihm einen Bluff zu. »Sie kennen das Sprichwort, daß man den Teufel mit dem Beelzebub austreiben kann. Manchmal muß auch ich als Polizist in den sauren Apfel beißen. Das heißt, ich muß mich in gewisser Hinsicht auf die Seite der Gangster stellen, um ein schlimmeres Übel zu verhindern. Und mit diesem schlimmeren Übel meine ich Sie, Tigana.«

»Sie bezeichnen mich als Übel?«

»Richtig.«

»Hast du das gehört, Kate? Einen Wohltäter der Menschheit als Übel anzusehen. So etwas ist mir noch nie gesagt worden.«

»Es wurde Zeit, daß es einmal geschieht. Um auf den Wohltäter zurückzukommen. Das glaube ich Ihnen nicht. Ich weiß auch nicht, ob sich hinter den dunklen Gläsern tatsächlich tote Augen verbergen…«

»Sie wollen behaupten, daß die Blinden nicht blind sind?« hakte er nach.

»Zumindest nicht alle. Einige von ihnen sehe ich persönlich als Mörder an. Außerdem bin ich mir über Ihre Rolle ebenfalls nicht im klaren. Spielen Sie den Blinden nur, sind Sie es tatsächlich?«

»Soll ich es Ihnen beweisen?« fragte er.

»Ich bitte darum.«

Er räusperte sich, rutschte dabei jedoch unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Die Hände blieben auf der Tischplatte liegen. »Tragen Sie zufällig eine Taschenlampe bei sich?«

»Wieso?«

»Ich möchte dann ein Experiment wagen.«

»Ja, ich habe eine. Sie ist klein, aber ziemlich lichtstark und wird ausreichen.«

»Dann holen Sie die Lampe hervor.«

Ich hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und mußte ihn auch schlucken, obwohl mir sein Lächeln überhaupt nicht gefiel. Es kam mir irgendwie hinterhältig vor.

Ich drehte mich noch einmal um.

Kate Finley stand schräg hinter mir und wartete ab. In ihrem Gesicht erkannte ich keine Regung. Sie wirkte so, als hätte man sie festgeklebt. Die Lampe hielt ich bereits in der rechten Hand, schaltete sie ein, richtete den Strahl jedoch gegen den Boden und noch nicht auf diesen tollen »Wohltäter«.

»Leuchten Sie mich ruhig an, Sinclair, es macht nichts.«

»Woher wissen Sie denn, wenn Sie tatsächlich blind sind, daß ich Sie noch nicht angeleuchtet habe?«

»Ha ha«, lachte er, »so etwas spürt man. Als blinder Mensch ist man

äußerst sensibel. Wenn mich Licht berührt, spüre ich es wie einen Hauch, Sie verstehen?«

»Ja, natürlich.«

Ich hob den Arm an. Der Strahl fuhr unter der Platte her, erwischte seine gekreuzten Beine, wanderte dann höher und punktete genau auf die Mitte des Gesichts.

Dort blieb er auch.

Ich konnte die Haut jetzt besser erkennen. Sie kam mir grau vor, wie bei einem Menschen, der Jahre seines Lebens in irgendeinem Bergwerk verbracht hatte.

»Und jetzt geben Sie genau acht, Sinclair.« Seine Worte erreichten mich als Flüstern.

Sehr langsam hob Jorge Tigana die Arme. Rechts und links umfaßten Finger- und Daumenspitzen das Gestell der Brille, langsam, fast sanft, dann riß er sie langsam herunter.

Ich leuchtete ein winziges Stück höher, aber er hielt die Augen geschlossen.

»Wollen Sie nicht? Oder weshalb halten Sie die Augen geschlossen?«

»Moment noch.« Er legte die Brille neben sich. Dann aber öffnete er die Augen, und ich strahlte sie mit der Lampe haargenau an.

Ich hatte mit einigem gerechnet, nur nicht damit, was ich tagsächlich zu sehen bekam.

Jorge Tigana war blind, doch auch Blinde besitzen Augen, nur nicht Tigana.

Der Lampenstrahl fand keinen Widerstand. Er leuchtete hinein in zwei tiefe Tunnel, die in die Unendlichkeit zu führen schien…

***

Ein irrwitziger Gedanke raste durch Sukos Hirn, während er das Gefühl hatte, im Gesicht allmählich zu verbrennen. Wenn er sein Leben noch retten wollte, mußte er einfach das Schlafzimmer erreichen, denn dort lagen seine Waffen.

Aber vor der Tür stand der »Blinde« wie eine Festung.

Suko räumte sie zur Seite. Seine Hände hielt er noch vor das Gesicht gepreßt, obwohl er schon die Hitze auf den Handrücken spürte. Mit dem Kopf rammte er genau in den Leib des Mannes, der ihm den Weg versperrte.

Es war ein verdammt harter Stoß.

Der Kerl fiel zurück, krachte gegen die Tür, stieß sie auf, fiel zuerst über die Schwelle, und Suko hechtete mit einem gewagten Sprung über den Mann hinweg, bis auf das Bett, wo einige seiner Kleidungsstücke lagen und die Beretta unter dem Kopfkissen verborgen war.

Wie eine Schlange, so rasch stieß seine Hand vor und verschwand

unter dem Kissen.

Suko riß die Beretta an sich und rollte sich herum. Der Kerl lag noch auf dem Boden. Die Überraschung schien ihn für eine Weile gelähmt zu haben, was Suko ausnutzen wollte.

Nummer zwei zeigte sich nicht an der Tür, dafür richtete sich der andere auf. Er gab furchtbare Geräusche von sich, eine Mischung aus Stöhnen und Keuchen.

Suko hielt die Beretta in der rechten Hand. Falls der »Blinde« ihn anschaute, wollte er schießen. Das war kein Mensch mehr. In dessen Augen tobte die Kraft der Hölle oder eines unsagbaren Grauens aus irgendeiner fernen, fürchterlichen Dämonenwelt.

Sukos Gesicht war hart geworden. Zuerst kam der Oberkörper des Mannes hoch, den Kopf hielt er noch gesenkt. Über seinen Rücken hinweg konnte Suko in den Wohnraum schauen.

Dort erschien der zweite Kerl im Türausschnitt. In seinen Augen stand das gallertartige Feuer, das Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt, er richtete die Mündung in das Zimmer hinein und direkt auf das Bett, wo Suko hockte.

Der Inspektor war schneller.

Als die Kugel den anderen mit ihrer geweihten Silberkraft traf, drückte er ab, verriß den Schuß und kippte zurück. Suko hörte noch einen fürchterlichen Schrei und sah den zweiten aus dem Zimmer kriechen. So schnell und hastig, daß er nichts dagegen unternehmen konnte.

Der Getroffene verging. Anders konnte Suko die Geräusche nicht deuten, die der Mann von sich gab.

Der Inspektor rollte sich über die Bettkante hinweg zu Boden, wo er in die Nähe einer anderen Waffe gelangte, die er unbedingt einsetzen wollte, die Dämonenpeitsche.

Noch kniend schlug er mit der Peitsche einen Kreis, ließ die drei Riemen hervorrutschen und war kampfbereit. In der Linken die Peitsche, in der Rechten die Beretta, so wollte er gegen den übriggebliebenen »Blinden« angehen.

Suko beging nicht den Fehler, auf direktem Weg der Tür entgegenzulaufen, er blieb nahe der Seitenwand, von wo er die Tür allerdings im Auge behalten konnte.

Dort rührte sich noch nichts. Keine Bewegung zeichnete sich da ab. Auch im Wohnraum waren die Geräusche verstummt. Daß sich der Kerl noch in Sukos vier Wänden aufhielt, stand für ihn fest. Von wem auch immer hatten sie den Auftrag bekommen, zu töten. Sie würden alles daransetzen, um ihn auch auszuführen.

Suko blieb neben der Tür stehen, wartete lauernd und hatte es auch geschafft, seinen Atem unter Kontrolle zu bringen. So flach wie möglich holte er Luft. Seinetwegen konnte dieser Nervenkrieg

fortgesetzt werden, er hatte Zeit.

Die Sekunden rasten dahin. Suko lauschte seinem eigenen Herzschlag, der sich jedoch kaum beschleunigt hatte, so gut hatte er sich unter Kontrolle.

Plötzlich hörte er Schritte. Selbst auf dem Teppichboden waren sie zu vernehmen, obwohl sich der Mann bemühte, so leise wie nur eben möglich aufzutreten.

Suko war gespannt, was der andere vorhatte. Bestimmt würde er nicht wie ein Wilder in das Schlafzimmer stürmen und wild um sich schießen. Das wäre dumm gewesen.

Nein, er tat etwas anderes.

Noch hinter der Schwelle blieb er stehen und feuerte plötzlich in den Raum.

Innerhalb des Stocks mußte sich ein Schnellfeuergewehr verborgen halten. Normalerweise konnte man mit einer Waffe nicht so rasant schießen. Er jagte die Geschosse in den Raum, die sich überall verteilten. Sie hackten in die Wände, in das Bett und fetzten dort die Kissen auf. Dann rissen sie Löcher in den Schrank, das Fenster wurde nicht getroffen, aber der Kerl kam noch weiter vor.

Suko sah ihn nicht, dafür jedoch das Ende der Waffe. Vor der Mündung brach die Feuerblume überhaupt nicht ab.

Der Kerl hatte genau das getan, was Suko wollte. Aus dem toten Winkel heraus schlug er zu.

Diesmal traf er mit den Riemen der Peitsche keinen Menschen, sondern den Stock oder den Gewehrlauf. Die drei Riemen wickelten sich gedankenschnell darum, ein kurzer Ruck reichte, und Suko hatte ihm die Waffe aus den Händen gerissen. Er schleuderte sie in das Zimmer hinein, sprang selbst vor, schlug noch im Sprung zu und sah für den Bruchteil einer Sekunde das verzerrte Gesicht des »Blinden« vor sich.

Noch brannte es in dessen Augen, aber die Dämonenpeitsche löschte das Feuer.

Den Mörder hob es fast auf die Zehenspitzen. Er schlug zu Boden, krachte vorher noch mit der Schulter auf eine Tischkante, was ihm nicht weiter wehtat, denn sein Ende war nah.

Er starb einen fürchterlichen Tod, denn in seinen Augen löste sich das Feuer auf.

Es war schaurig anzusehen, denn der Schleim darin trocknete und rieselte in den Kopf hinein.

Zurück blieben zwei fingerlange Schächte – und ein Toter, der durch die Kraft der Peitsche gestorben war. Mit anderen Worten hieß dies, daß es sich dabei nicht um einen Menschen, sondern um ein dämonisches Wesen mit menschlicher Hülle gehandelt hatte.

Suko wandte sich dem zweiten zu. Seine Knie zitterten schon ein

wenig, als er sich nach vorn beugte.
Bei diesem Wesen war die Masse in den Augen ebenfalls getrocknet, aber nicht nach hinten geronnen, nur nach vorn und war als kieselige Masse aus den Höhlen gequollen.
Suko nahm etwas davon zwischen die Finger, um sie zu zerreiben.
Staub quoll als Wolke weg, mehr blieb davon nicht zurück.
Tief atmete der Inspektor durch. Er ließ sich in einen Sessel fallen, um nachzudenken, aber auch das schaffte er nicht. Er war einfach zu unruhig, denn auch weiterhin brannte sein Gesicht, und er wollte es sich im Spiegel ansehen.
Mit einem unguten Gefühl betrat Suko das Bad. Der Spiegel hing – wie nebenan bei John Sinclair auch – rechts von der Tür. Suko traute sich kaum hineinzublicken, und als er es getan hatte, erschrak er und errötete.
Er tastete nach und spürte, daß sie zudem noch heiß war. Diese Magie hatte ihn hart erwischt. Einige Sekunden länger, und es wäre um ihn geschehen gewesen.
Verbrannt…
Er stützte sich auf dem Waschbecken ab. Dann kühlte er mit Wasser die Haut, das jedoch brachte nicht viel. Ein Öl wäre besser gewesen, das Suko nicht zur Hand hatte.
Er wollte zudem auch nicht nur an sich denken, eine andere Sache war viel wichtiger.
Es ging um John Sinclair. Er hatte Suko praktisch in den Fall hineingezogen, obwohl John nicht da war. Suko besaß von der Wohnung seines Freundes einen Zweitschlüssel. Den setzte er ein, bevor er die Räume betrat.
John war nicht da, die Wohnung leer.
Wo konnte er sich aufhalten? Eine Nachricht hatte er nicht hinterlassen. Im Yard war er gewesen, aber dort hatte man Suko nichts Genaues sagen können.
Er ging wieder zurück in seine Wohnung und hob den Telefonapparat auf. Er funktionierte noch. Er wollte die beiden Leichen abholen lassen. Seine Gedanken drehten sich um die gefährliche Masse in den Augen. Sie war ihm zwar unbekannt, dennoch kam sie ihm bekannt vor. Suko ging davon aus, daß er sie nicht zum erstenmal in seinem Leben gesehen hatte. Wo war ihm diese Masse schon vorgekommen?
Hin und her überlegte er, ließ zahlreiche Fälle vor seinem geistigen Auge Revue passieren und hatte plötzlich das Ergebnis. Er dachte an ein Gewölbe, in dem sich zahlreiche Schwarze aufgehalten hatten. Tief unter der Erde hatten sie einem furchtbaren Zauber gefrönt, der einen bestimmten Namen besaß und praktisch aus dem Schleim geboren war. Einer Gallertmasse, wie er sie auch in den Augen der ›Blinden‹ gesehen hatte.

Voodoo – Zombies – Macumba!
Ja, das war die Lösung. Aus dem gleichen Schleim wie in den Augen dieser angeblich Blinden war auch Macumba geboren und hatte die Gestalt des beinlosen Negers angenommen, der mit seinen Zombies London beherrschen und Costello vertreiben wollte.
Es war ein Fall gewesen, der Suko beinahe das Leben gekostet hätte. Nur mit großem Schaudern dachte er daran zurück. Das Wesen hatte sich zum Schluß selbst zerstört, Suko war Zeuge gewesen, aber sein Geist hatte überlebt.
Der Inspektor schnickte mit dem Finger. Macumba also. Er nickte vor sich hin und dachte wieder an John Sinclair. Wenn er damit konfrontiert worden war, hatte er auch darüber Bescheid gewußt, wie gefährlich und grausam dieser Zauber war. Und daß es schon einer Wahnsinnstat glich, wenn einer allein dagegen vorging.
Um so mehr wunderte sich der Inspektor, daß John Sinclair keine Nachricht für ihn hinterlassen hatte.
Sein Blick fiel auf den Telefonbeantworter. Als letzte Hoffnung schaltete Suko ihn ein.
Es hatte tatsächlich jemand angerufen, als er nicht in der Wohnung gewesen war. Wahrscheinlich während des Joggens. Er hörte Johns Stimme. Mit drei Sätzen machte der Geisterjäger seinem Freund klar, was ihm widerfahren war und wo er hingefahren war.
Suko war baff. »Verdammt, das gibt es doch nicht. Darf das wahr sein?« Er schüttelte den Kopf. Da hatte John bereits eine Spur gefunden, was auch die anderen wußten. Deshalb hatten sie so heftig überspitzt und mordsüchtig reagiert.
Suko hätte die Toten gern abholen lassen. Das mußte er auf später verschieben, sein Freund war jetzt wichtiger. Wer konnte schon wissen, in welch einer Lage er sich befand.
Allein gegen die Macumba-Töter, das hielt keiner durch. Kein normaler Mensch.
In Windeseile zog sich Suko an und verließ die Wohnung. Bewaffnet war er. Mit dem Lift fuhr er hinunter in die Tiefgarage, wo sein heißer Ofen auf vier Rädern stand, ein diamantschwarzer BMW
535i.
Suko setzte sich hinter das Lenkrad, startete und hörte trotz der geschlossenen Scheiben den satten Sound des Motors. Suko hatte sich den Wagen nicht selbst gekauft, sondern in einem Preisausschreiben gewonnen.
In London konnte er normalerweise nicht schnell fahren. Um diese Zeit jedoch gab es wenigstens keine Staus.
Zum Glück hatte John die Adresse hinterlassen. Bis Hammersmith war es ziemlich weit zu fahren. In diesem Augenblick hätte sich Suko einen Hubschrauber gewünscht…

***

Krisensitzung bei der Mafia!

Logan Costello stand kurz vor dem Durchdrehen, was man ihm jedoch nicht ansah. Er hockte in einem seiner Bunker, wie er die abhörsicheren Räume nannte, und hatte seine wichtigsten Leute zusammengetrommelt. Unterführer, die mit steinernen Mienen seine Ausführungen verfolgt hatten. Fast alle konnten sich noch gut daran erinnern, daß ihnen die Macht damals hatte genommen werden sollen, durch dieses verfluchte Voodoo-Syndikat mit seinen lebenden Toten.

»Ihr wißt, worum es geht. Es kann das gleiche auf uns zukommen wie damals.«

Die fünf Männer nickten.

»Aber wir werden schneller sein. Sie sind erst am Anfang, es hat drei Tote gegeben, und ich weiß, was dahintersteckt – Macumba!«

»Damit können wir nicht viel anfangen«, warf einer der Unterführer ein. »Sie wissen, daß…«

Costello schlug mit der Faust auf den Tisch. »Keiner von euch braucht mir zu erklären, wer oder was Macumba ist. Ich habe lange darüber nachgedacht und mich damit beschäftigt. Macumba ist das Böse, das afrikanische Böse, das auch Gestalt annehmen kann. Damals ist es dieser beinlose Schwarze gewesen und heute…« Er verstummte und schaute seine Leute an. »Na, wißt ihr Bescheid?«

Kopfschütteln.

Costello lachte bellend auf. »Wozu bezahle ich euch eigentlich?« schrie er. »Wißt ihr nicht Bescheid?«

»Nein, wir…«

»Hör auf, Pedrazza, hör auf! Du hast das Gehirn einer Katze, grö ßer nicht. Ich habe mich dahintergehängt, und ich habe auch einen Erfolg errungen, denn es geht, wie ihr alle wißt, um die Blinden. Es waren Blinde, die töteten oder angeblich Blinde, wie uns unser Freund Sinclair dankenswerterweise verriet.«

Bei Erwähnung des Namens Sinclair verzogen sich einige Gesichter, als hätte man den Männern Essig in die Kehlen gekippt. Das bemerkte Costello. Er ging darauf nicht näher ein, sondern beschäftigte sich weiterhin mit dem Geisterjäger. Mit ruhigerer Stimme fuhr er fort. »Wie gesagt, Sinclair brachte mich auf die Spur. Ich habe dann nachgedacht und einen Teil meiner Beziehungen spielen lassen. Dabei mußte ich mich zwangsläufig mit den Blindenheimen beschäftigen. Ich konnte sie näher unter die Lupe nehmen und bin auf einen Namen gestoßen: Jorge Tigana!«

Niemand regte sich.

Der Mafioso wiederholte ihn, danach sah er in den Gesichtern seiner Unterführer immer noch kein Erkennen.

»Aber ich kenne ihn«, erklärte er mit flacher Stimme. »Ich kenne ihn

sogar verdammt gut. Vielleicht auch zu gut. Er ist kein Europäer, sondern stammt aus Südamerika. Brasilien, Rio und so.«

»Da haben Sie ihn erlebt, Capo?«

»Ja, das habe ich.«

»Wie gut kennen Sie sich?«

»Wir sind keine Freunde. Er wollte besser sein als ich. Das wiederum konnte ich nicht zulassen.«

Zwei aus der Runde lachten, was Costello überhaupt nicht gefiel.

»Haltet eure Mäuler, verflucht. Jorge Tigana ist zurückgekommen, um sich zu rächen.«

»Was will er schon anrichten?« fragte Pedrazza.

»Der?« Costello lachte scharf. »Der kann einiges aus- und anrichten. Tigana ist gefährlich. Ich habe ihn damals unterschätzt, – leider. Jetzt zahlen wir die Zeche.«

»Was taten Sie damals?«

»Ich habe ihn gehaßt, und er haßte mich. Wir trafen uns in Rio. Ich wollte damals über den großen Teich und die Organisation ausbauen. Jorge Tigana hielt seine Hand auf gewisse Geschäfte. Er ließ keinen anderen hinein. Das wurmte mich. Ich habe ihn mir dann vorgenommen. Zuerst lockte ich ihn in eine Falle, dann beschäftigten sich meine Männer mit ihm. Sie nahmen ihm das Augenlicht!«

Die Mafiosi nickten. Diese grausame Methode war für sie nichts Neues.

Costello fuhr fort: »Damals schwor er mir schreckliche Rache, die ich allerdings nicht ernst nahm. Ich habe auch nicht mehr an ihn gedacht, aber jetzt ist er hier.« Costello, der auch Betongesicht genannt wurde, beugte sich seinen Leuten entgegen. »Er ist hier in London und rechnet ab. Er wird sich einen nach dem anderen holen. Dich, Pedrazza, oder dich, Colini, oder dich Galli. Alle kommen wir an die Reihe, ich ebenfalls.«

»Dann machen wir ihn fertig!« rief der bullige Galli, der stets Nadelstreifenanzüge trug, um schlanker zu wirken.

»Wie denn?«

»Wir nehmen diesmal Kugeln.«

Costello hatte sich zurückgelehnt. Er lachte auf. »Gut gesagt, Galli, aber ich habe noch vergessen, euch eins mitzuteilen. Jorge Tigana hat sich dem bösen Zauber verschrieben. Er kämpft nicht allein. Macumba steht auf seiner Seite. Was das bedeutet, brauche ich euch nicht zu erklären. Das Voodoo-Syndikat hat es uns vorgemacht.«

»Müssen wir wieder gegen Zombies vorgehen?« fragte Colini.

»Das weiß ich nicht. Ich sehe es diesmal anders. Er richtete seine Rache auf das Gesicht. Drei unserer Männer haben wir verloren. Sie sind in den Gesichtern verbrannt und einen schlimmen Tod gestorben. Macumba ist umfassend. Es bedeutet nicht nur Zombies, es beinhaltet

ein gewaltiges Spektrum an Schwarzer Magie.«
»Wie sollen wir gegen ihn vorgehen?«
Costello hatte sich bereits einen Plan zurechtgelegt. »Wir werden dem Blindenheim einen Besuch abstatten, und zwar noch heute. Ich bin sicher, daß wir auf meinen alten Freund treffen werden.«
Galli hatte mitgedacht. »Nur auf ihn?« fragte er leise, »oder auch auf einen anderen?«
»Denkst du an Sinclair?«
»Si, Capo.«
»Da hast du mitgedacht, Galli. Sinclair ist schlau. Er wird auf die gleiche Idee gekommen sein wie ich. Allerdings hasse ich es, wenn er für uns die Kastanien aus dem Feuer holt, obwohl wir ihm eigentlich dankbar sein müßten.« Costello grinste schmal. »Zunächst werden wir, wenn wir eingetroffen sind, uns möglichst unauffällig verhalten. Ergibt sich dann eine Chance, holen wir ihn uns. Seid ihr einverstanden?« Es kam selten vor, daß der Capo so fragte. Wenn er das tat, mußten ihn schon gewisse Sorgen drücken.
Es widersprach niemand, außerdem hätte es auch keinen Sinn gehabt. Was Costello beschlossen hatte, blieb.
»Gut, wir bereiten alles vor, Capo!« sagte Colini. »Wen sollen wir noch mitnehmen?«
»Keinen mehr.«
»Aber unsere Waffen?«
»Natürlich.«
Pedrazza hatte noch eine Frage. »Sind alle Insassen des Heims auf der Seite des Brasilianers?«
»Ich weiß es nicht. Er muß durch seinen Macumba-Zauber einige von ihnen beeinflußt haben. Sie gehorchen ihm, sie sind magisch verändert worden. Ich weiß auch nicht, wie groß die Anzahl der Patienten in diesem Heim ist. Das alles werden wir herausfinden müssen. Wichtig ist Jorge Tigana, damit wir ihn uns vornehmen können. Haben wir der Schlange einmal den Kopf abgeschlagen, geht alles andere automatisch. Ist das klar? Habe ich mich klar ausgedrückt?«
Die Männer nickten.
Auch Costello war zufrieden. Er schraubte sich langsam in die Höhe. In seinem glatten Gesicht regte sich nichts. Jeder konnte sich vorstellen, daß hinter seiner Stirn nicht gerade freundliche Gedanken abliefen…

***

»Nun, Sinclair, bin ich blind, oder bin ich es nicht?« Er fragte und lachte gleichzeitig.
Ich hatte mich von dem Schock erholt und gab auch eine Antwort.

»Sie scheinen blind zu sein.«
»Was heißt das?«
»Nicht normal blind!«
Er schüttelte den Kopf. »Das müssen Sie mir erklären, Sinclair. Gibt es für Sie auch ein unnormales Blindsein?«
»Ja, ich denke daran, daß man Ihr Augenlicht auf eine bestimmte Art und Weise genommen hat und daß…«
»Reden Sie nicht um den heißen Brei herum. Geben Sie mir eine vernünftige Antwort.«
»Okay. Schwarze Magie. Kann es sein, daß Schwarze Magie Ihnen die Blindheit gegeben hat?«
»Nein, Säure zerstörte mein Augenlicht. Das liegt schon einige Jahre zurück. Es geschah auch nicht hier in London, sondern in Brasilien, in Rio. Dort traf ich mit einem Mann zusammen, der sein Reich bis nach Südamerika ausdehnen wollte. Mädchenhandel und Rauschgift sollten ihm das große Geld bringen, aber ich war dagegen. Ich wollte keinen Fremden nach Rio lassen und sagte dem Mann das auch. Ahnen Sie, um wen es sich handelte?«
»Ich kann es mir denken. Costello?«
»Richtig. Logan Costello. Er traf in Rio ein, um seine Organisation auszuweiten. Wir hatten etwas dagegen und erklärten ihm das auch. Wir hätten ihn aus dem Land gejagt, aber er ging freiwillig. Nicht, ohne sich auf besonders grausame Art und Weise zu verabschieden. Er lockte mich in eine Falle… Weißt du nun Bescheid, Sinclair?«
»Ja«, sagte ich, »ja, jetzt ist mir einiges klar.«
»Blind!« zischte Tigana, »blind ließ er mich zurück! Es war einfach schrecklich. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich habe mich verkrochen wie ein angeschossenes Tier. Ich wollte nicht mehr leben, doch in meinem Innern wühlte der Haß. Er baute sich von Tag zu Tag stärker auf, er war einfach nicht zu stoppen. Der Haß war es, der mir den Lebensmut zurückgab und der Glaube an Macumba.«
Ich nickte ihm zu. »Diesen Zauber also haben Sie eingesetzt.«
»Richtig. Macumba war wichtig für mich. Ich habe fest daran geglaubt. Ich setzte ihn ein, ich ließ mir die alten Riten sagen, die alten Formeln, ich lockte ihn hervor, ich lebte nur noch für ihn, denn er würde mir Hilfe versprechen.«
»Hat er das getan?«
»Und wie. Macumbas Geist glitt in meinen Körper und sorgte dafür, daß aus mir etwas Besonderes wurde. Plötzlich konnte ich wieder sehen, denn meine ausgebrannten Augenhöhlen füllten sich mit seinem Geist. Eine Masse verstopfte sie, die einmal sichtbar, dann wieder unsichtbar ist. Von diesem Augenblick an begleitete Macumba mich. Ich ließ mir Zeit für meine Rachepläne, wobei ich für die übrige Welt noch immer den Blinden spielte. Geld besorgte ich mir. Viel

Geld. Ich glaubte, niemand schöpfte bei mir Verdacht. Als ich genügend Geld beisammen hatte, da ging ich nach London und kaufte dieses Haus, das ich zu einem Blindenheim umbaute. Noch war ich allein, aber ich traf Leidensgenossen, die sich mit ihrem Schicksal nicht abfinden wollten, die ebenso dachten wie ich. Die Rache nehmen wollten. Das haben wir gemeinsam getan. Auch sie wurden durch Macumbas Geist verändert. Er setzte sich in ihren Augen fest, und er ist wie Feuer, wenn du hineinschaust. Logan Costello soll Angst haben. Ich werde ihn mir holen, doch zuvor müssen noch einige seiner Männer daran glauben. Du, Sinclair, hast diese Spur gefunden. Es ist dein Pech, daß du ebenfalls sterben wirst. Nicht hier, sondern an einem anderen Ort, der ein wenig einsam liegt. Er ist mein Ausweichquartier. Ich habe mich dorthin stets zurückgezogen, wenn ich gewisse Dinge in die Reihe bringen wollte. Hast du kapiert?«

»Bis jetzt ist alles klar.«

Er nahm die Brille und setzte sie wieder auf. Kaum saß sie auf seinem Nasenrücken, entdeckte ich in den Gläsern abermals die beiden Totenköpfe.

»Na, Sinclair, siehst du sie?«

»Sie sind nicht zu übersehen.«

»Das meine ich auch. Sie sind wichtig, sehr wichtig. Diese Totenschädel sind für mich das äußere Zeichen. Wer in sie hineinblickt, der gerät in ihren Bann. Du allerdings nicht, Sinclair, und darüber mache ich mir gewisse Gedanken.«

»Ich bin eben stärker.«

»Stärker als Macumba?« Er lachte. »Das ist niemand, Sinclair. Macumba war der Sieger, Macumba wird immer der Sieger sein. So mußt du das sehen. Und solltest du jetzt eine Waffe ziehen und sie gegen mich richten, so sei dir gesagt, daß ich in Kate Finley eine Helferin besitze, die ihren Revolver längst gezogen hat. Die Mündung zielt auf deinen Rücken, Sinclair. Eine dumme Bewegung von dir, und dich wird die Kugel genau in den Hinterkopf treffen.«

Ich drehte mich um.

In der Tat hatte die so harmlos wirkende Kate Finley eine Waffe gezogen und bedrohte mich damit. Die beiden waren ein wirklich gut eingespieltes Team.

In ihrem puppenartigen Gesicht regte sich nichts. Der schwere Revolver in ihrer Hand wirkte viel zu groß. Woher sie die Waffe hatte, wußte ich nicht. Ich ließ mich auch nicht täuschen. Kate war nicht harmlos, sie sah nur so aus. Ich hätte auch mißtrauisch werden müssen, als sie von Jorge Tigana mit großem Respekt gesprochen und ihn als den Wohltäter bezeichnet hatte.

»Wie gesagt, Sinclair, hier wirst du dein Leben nicht aushauchen. Es ist mir zu riskant. Wir werden an diesem Neujahrstag eine kleine

Spazierfahrt unternehmen. Einige Freunde von mir, du und ich. Wir setzen uns ab, um am nächsten Tag wieder zurückzukehren. Allerdings ohne dich. Kate wird hier die Stellung halten.«

»Das werde ich gern, Jorge!«

Ich überlegte, ob ich mein Kreuz aktivieren sollte. Es würde gegen Macumba bestimmt etwas nutzen, denn in diesem schrecklichen Zauber vereinigten sich zahlreiche Elemente, die sogar aus vielen Religionen stammten.

Plötzlich schoß Kate!

Ich hörte keinen Abschuß, nur so ein verdammtes Puffen. Einen Moment später prallte etwas zu Boden, zerbrach und entließ dünne Rauchschwaden, die ungewöhnlich schnell vor mir hochtrieben und auch mein Gesicht erreichten.

Ich schaffte es leider nicht mehr, die Luft anzuhalten. Etwas von dem Zeug atmete ich ein.

Das reichte aus.

Plötzlich veränderte sich die Welt.

Ich taumelte einige Schritte zurück, drehte mich dabei und sah auch Jorge Tigana, der sich hinter seinem ungewöhnlichen Schreibtisch erhoben hatte.

Nur hatte sich seine Gestalt verändert. Sie wirkte wie eine in die Länge gezogene Flasche, die an ihrem oberen Ende zwei dunkle Punkte aufwies.

Verzweifelt versuchte ich, an meine Waffen zu gelangen. Die rechte Hand rutschte nicht einmal in den Ausschnitt der Jacke, so schlapp war ich geworden.

Auch die Beine konnten mein Gewicht nicht mehr tragen. Ich fiel zusammen, berührte zuerst mit den Knien den Boden und sah, wie Kate Finley auf mich zuschritt.

Sie wirkte auf mich wie ein breites Monstrum. Diesen Anblick nahm ich auch mit in die tiefe Bewußtlosigkeit…

***

So leergefegt wie Suko es sich gewünscht hätte, waren die Straßen leider nicht, aber er kam zehnmal besser voran als normalerweise.

Auf den breiten Straßen konnte er das Tempo steigern und wurde erst langsamer, als er nach Hammersmith einfuhr.

Dieser Ortsteil lag noch unter der neu jährlichen Ruhe. Nur wenige Menschen bewegten sich über die Gehsteige. Kirchenglocken läuteten und riefen die Gläubigen zum Gottesdienst. Eine friedliche Welt, und auch der Himmel hatte sich verändert.

Wie ein blaßblaues Tuch lag er über London.

Suko rollte an einer Mauer entlang, deren obere Hälfte ein Gitter bildete. Beides umfriedete das Grundstück, auf dem das Blindenheim

inmitten eines kleinen Parks stand.

Der Inspektor freute sich, als er den Eingang offen fand. Die Hinweisschilder, nur im Schrittempo zu fahren, übersah er nicht. Er kroch über den Kiesweg tiefer in das Grundstück hinein.

Der verhältnismäßig schöne Neujahrstag hatte auch zahlreiche Patienten an die frische Luft gelockt. Sogar einige der aufgestellten Bänke waren besetzt.

Sämtliche Männer trugen dunkle Brillen. Sie hörten den Wagen nur und drehten die Köpfe, wenn er an ihnen vorbeirollte. Suko hatte einen kleinen Parkplatz neben dem wuchtigen Bau entdeckt. Er war nicht überrascht, als er John Sinclairs Rover dort fand. Den BMW parkte Suko daneben, schaute sicherheitshalber in den Dienstwagen hinein, fand ihn leer und wandte sich dem Eingang zu.

Eine Glastür schob sich auseinander, als Suko einen unsichtbaren Kontakt berührte.

Stille empfing ihn. Es hielt sich kein Patient in der Nähe auf.

Rechts befand sich eine nicht völlig geschlossene Loge, hinter der jedoch niemand saß.

Suko kam sich etwas deplaziert vor. Er stand inmitten der Halle und schaute sich um.

Ein Gang führte tiefer in das Gebäude und auch zu den Fahrstühlen, wie er auf einem Schild erkannte.

Auf dem Gang hörte er Schritte. Sie wurden vorsichtig gesetzt, es mußte einer der Patienten sein.

Ein Mann erschien in Sukos Sichtfeld. Er war hochgewachsen, hielt sich dabei sehr gerade und schwang bei jedem Schritt seinen weißen Stock von links nach rechts.

Suko räusperte sich, was der Blinde auch hörte. »Sie gehören nicht zu uns?« fragte er.

»Nein, ich bin ein Besucher.«

»Das dachte ich mir. Zu wem wollen Sie?« Zwei Schritte vor Suko blieb er stehen.

»Eigentlich zu keinem der Patienten hier. Mir geht es darum, einen Freund zu treffen, der sich ebenfalls als Besucher hier aufhält. Ich weiß, es klingt ein wenig kompliziert, aber es ist so.«

»Kenne ich den Mann?«

»John Sinclair heißt er.«

»Tut mir leid, Mister. Diesen Namen habe ich noch nie gehört. Sie sind sicher, daß er sich hier aufhält?«

»Absolut. Ich sah seinen Wagen vor dem Haus.«

»Dann fragen Sie am besten Miß Kate.«

»Wer ist das, bitte?«

»Kate Finley ist der gute Geist des Hauses. Sie unterstützt Jorge Tigana sehr intensiv. Wenn die beiden nicht wären, ginge es vielen

von uns schlechter.«

»Danke für den Hinweis. Leider hält sich Miß Finley im Moment nicht hier in der Halle auf.«

»Sie wird schon kommen.« Der Blinde setzte sich wieder in Bewegung. Suko trat zur Seite, damit ihn der Mann passieren konnte. »Es ist so herrliches Wetter. Ich muß einfach nach draußen gehen und die frische Luft genießen.«

»Das meine ich auch.«

Suko schaute dem Mann nach, wie er durch den Eingang schritt und sich draußen nach rechts wandte.

Einen Namen wußte er jetzt. Kate Finley. Viel konnte er damit nicht anfangen. Solange sich die Dame nicht blicken ließ, stand er in der Halle und wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. Und das lange Warten gefiel ihm überhaupt nicht.

Suko gab sich selbst fünf Minuten. Wenn bis dann nichts passiert war, wollte er sich auf den Weg machen und selbst nachschauen. Irgendwo mußte dieser Jorge Tigana schließlich sein Büro haben.

Er ging auf und ab wie ein unruhiger Geist. Hin und wieder schaute er in den Gang, ohne jedoch irgend jemand zu sehen. Draußen bewegten sich die Blinden in der frischen Luft. Einige hatten Gruppen gebildet und gingen gemeinsam.

Dann hörte Suko Schritte. Es waren vier Minuten vergangen. Er drehte sich um und sah eine Frau herbeieilen. Sie sah aus, als hätte sie etwas Aufregendes erlebt. Ihr Gesicht war rot angelaufen, sie atmete heftig und gab sich fast erschrocken, als sie Suko sah.

»Wer sind Sie denn?«

»Miß Finley?« fragte der Inspektor.

»Ja, ja…«

»Ich bin Inspektor Suko, Scotland Yard…«

Sie schluckte, senkte die Augen, starrte zu Boden und drehte sich zur Seite, um ihre Handtasche auf dem Rezeptionstisch abstellen zu können.

Diese Reaktion gefiel Suko nicht. Sie kam ihm ein wenig überzogen vor. Nicht jeder war begeistert, wenn er von der Polizei Besuch bekam, aber so wie diese Frau reagierten nur die wenigsten.

»Sie wünschen?« Kate Finley sprach sehr förmlich.

»Das kann ich Ihnen sagen. Ich möchte meinen Kollegen sprechen, der bei Ihnen ist.«

Sie runzelte die Stirn. Es war zu sehen, daß sie schauspielerte.

»Kollegen?«

»Ja, er ist hier.«

»Nein, Sie irren. Wie soll er denn heißen?«

»John Sinclair.«

Kate gelang ein Lächeln. »So leid es mir tut, diesen Namen habe ich

noch nie gehört. Wirklich, Sie müssen mir glauben. Ich kenne keinen John Sinclair.«

»Das mag bei Ihnen vielleicht angehen. Ich sehe diese Sachlage bei Ihrem Chef etwas anders. Jorge Tigana wird meinen Kollegen bestimmt kennen. Wenn Sie mich zu seinem Büro führen würden…«

»Das kann ich gern, nur werden Sie Pech haben. Mr. Tigana ist gar nicht da.«

»Ach…«

»Ja, so ist es, Inspektor. Er wollte einmal ausspannen und verbringt die Feiertage irgendwo in der Einsamkeit. Ich kenne nicht einmal das Ziel. Er wollte weg.«

»Nach Brasilien?«

Kate lachte. »Bei ihm ist zwar alles möglich, das jedoch glaube ich nicht. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Weder mit Jorge Tigana noch mit Ihrem Freund oder Bekannten.«

»Kollegen.« Suko lächelte. »Ich wundere mich nur darüber, daß sein Wagen hier auf dem Gelände parkt.«

Jetzt hatte er sie. So gut konnte Kate nicht schauspielern, um Suko reinzulegen. Sie versuchte es zwar, aber der Inspektor merkte genau, wie sehr sie nach einer Ausrede suchte.

»Sie… Sie müssen sich irren.«

»Ich bitte Sie, Miß Finley. Trauen Sie mir nicht zu, daß ich den Wagen erkenne?«

»Doch.« Sie hob ihre Schultern. »Dann werden Sie wohl recht haben. Ich kann nur sagen, daß ich ihn nicht gesehen habe. Er lief mir nicht über den Weg.«

»Sollten wir nicht doch zu Jorge Tigana gehen?« schlug der Chinese lächelnd vor.

»Es hat keinen Sinn, er ist nicht da.«

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mich davon selbst überzeuge?«

»Nein.«

»Dann bitte.«

Kate Finley hob die Schultern. »Wie Sie meinen, Inspektor. Aber machen Sie mir später keine Vorwürfe.«

»Das werde ich schon nicht.«

Kate Finley führte Suko in den Gang, den er schon gesehen hatte.

Sie schritten ihn fast bis zu seinem Ende durch, um dort vor einer der breiteren Türen stehenzubleiben. Der Name des Mannes prangte an der Tür, aber auch in Blindenschrift.

Die Frau klopfte an und öffnete. Sie führte Suko tatsächlich in ein leeres und aufgeräumt wirkendes Büro. In der Mitte blieb sie stehen, breitete die Arme aus und sagte: »Da, sehen Sie es selbst, er ist nicht da. Mr. Tigana spannt aus.«

Suko nickte. »In der Tat.«

»Und auch von Ihrem Kollegen werden Sie nichts finden. Wenn er hier war, ist er bestimmt schnell wieder verschwunden, meine ich. Jedenfalls habe ich ihn nicht zu Gesicht bekommen.«

»Ist er ohne Wagen weg?«

»Es deutet darauf hin.«

»Das wiederum kann ich mir nicht vorstellen. Würden Sie so etwas tun?«

»Das glaube ich nicht.« Kate hatte wieder ihre alte Sicherheit zurückgefunden. »Wollen Sie jetzt eine Suchaktion starten?«

»Ich weiß es nicht.« Zusammen mit Kate verließ Suko das Büro. Er kam sich reingelegt vor. Man hatte ihm das Fell über die Ohren gezogen, und er konnte nichts tun, um dies wieder rückgängig zu machen. Die Trümpfe lagen allesamt in Händen dieser Kate Finley.

»Schade, ich hätte Ihnen gern geholfen«, sagte sie, ohne rot zu werden. »Aber Sie haben selbst erkannt, daß dies nicht möglich ist. Sie müßten dann noch einmal kommen, wenn Jorge Tigana wieder im Hause ist. Am besten in zwei, drei Ta…«

Sie verstummte, denn sie hatte, ebenso wie Suko, in der Halle die Männer gesehen.

Es waren insgesamt sechs.

Suko kannte sie nicht alle, aber derjenige, um den sich die anderen fünf scharten, den kannte er sehr wohl.

Es war Logan Costello!

***

»Auch das noch!« flüsterte Suko und spürte in seiner Kehle ein Kratzen. »Jetzt wird es brisant.«

»Wie meinen Sie das? Kennen Sie die Männer?« Kate fragte sehr unruhig.

»Und ob.«

»Kollegen?«

»Nein, das Gegenteil.«

»Gangster?«

»Mafiosi. Die härtesten Typen, die man sich in der Londoner Unterwelt vorstellen kann. Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, Kate, sollten Sie es rasch tun. Mit den neuen Besuchern ist nicht zu spa ßen, das kann ich Ihnen versichern.«

»Ich weiß nichts«, erklärte sie trotzig.

»Nun gut.«

Suko hatte die Gruppe keine Sekunde aus den Augen gelassen.

Costello löste sich von seinen Männern. Er kam einen Schritt vor.

Wie immer trug er den grauen Mantel, auch den grauen Hut und unter dem Mantel einen ebenfalls grauen Anzug.

Das war seine Verkleidung.

»Du bist ja schon da, Chinese«, begrüßte er Suko. »Kompliment, wirklich. Damit hätte ich nicht gerechnet.«

Suko hob die Schultern. Sein Blick glitt über die glatten Gesichter der hinter Costello stehenden Männer. Wenn ihn nicht alles täuschte, gehörten sie zur Elite der Mafia. Da Costello mit so großem Geschütz auffuhr, mußte ihm der Fall auf den Magen geschlagen sein.

»Was haben Sie hier zu suchen, Costello?«

»Ich möchte mich umschauen.«

»Mit dieser Leibgarde?«

»Sie wissen selbst, die Welt ist schlecht. Ich bin ein gebranntes Kind. Denken Sie an das Voodoo-Syndikat.«

Suko lächelte kalt. »Daran habe ich in den letzten Stunden sogar öfter gedacht.«

»Was sagt denn der gute Jorge dazu?«

»Nichts. Ich habe ihn nicht gesprochen. Er ist nämlich nicht im Hause. Er fuhr weg, in Urlaub.«

»Das glauben Sie?«

»Vorerst ja.«

»Ich aber nicht. Wie lange soll er denn weg sein?«

»Über die Feiertage.«

Costello öffnete den Mund, ohne jedoch zu lachen. Seine kieselsteinharten Augen bekamen einen tückischen Glanz. »Lassen Sie sich so etwas nicht einreden. In der vergangenen Nacht ist er gesichtet worden. Ein guter Zeuge, Inspektor, sogar ein verdammt guter. Soll ich Ihnen den Namen noch sagen?«

»Das glaube ich nicht. John Sinclair…«

»Sehr richtig, John Sinclair. Wir trafen zufällig zusammen. Meine Männer wollten ihn schon zur Hölle schicken, doch ich konnte sie davon überzeugen, daß nicht Sinclair den Tod unserer beiden Freunde auf dem Gewissen hatte.« Costello bewegte seine Hände.

»Sie… sie sind verbrannt worden. Einfach so. Ihre Gesichter, nur ihre Gesichter …«

»Ich kenne das. Mir wäre es fast ähnlich ergangen. Tigana scheint da eine neue Methode gefunden zu haben.«

»Neu? Nein, sie ist alt. Macumba, Chinese. Das ist dieser verdammte Macumba-Zauber, mit dem er uns schocken will.«

»Und es schon geschafft hat!« stellte Suko trocken fest. »Sonst wären Sie nicht hier.«

»Stimmt. Ich werde Tigana finden und ihm eine alte Rechnung präsentieren. Ich habe ihn damals am Leben gelassen. Es war ein Fehler gewesen. Heute werde ich ihn revidieren.«

»Sie kennen ihn?«

»Ja, wir hatten miteinander zu tun.« Mehr sagte Costello zu diesem Thema nicht.

Suko grübelte darüber nach, wie er aus dieser Lage wieder herauskam, ohne daß Blut floß oder es große Schießereien gegeben hätte.

Daß Costello nicht so leicht aufgeben würde, stand fest. Was sich dieser Mann einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte er durch.

Seine breite Stirn unter der Hutkrempe bekam dicke Waschbrettfalten. »Sie, Inspektor, haben Tigana nicht gefunden. Ich aber werde ihn finden, und wenn ich dieses Haus vom Keller bis zum Dach in seine Einzelteile zerlegen muß.«

Kate Finley erschrak. »Nein, nein, das können Sie nicht machen. Denken Sie an die Patienten.«

»Die stehen auf seiner Seite!«

»Ja, sie sind blind.«

»Was kümmert es mich. Ich nehme ihren Kasten auseinander.«

»Sie, Inspektor!« rief Kate. »Sagen Sie doch auch etwas. Sie sind ein Bulle, verdammt, und…«

»Tja, Kate, es ist schwer. Auch wenn sich Costello damit ins Unrecht setzt. Sie können ihn anklagen, aber bei seinen Anwälten ist er sehr schnell wieder frei.«

Costello lachte. »Anschließend werde ich eine sechsstellige Summe spenden, Miß. Sie glauben gar nicht, wie so etwas wirkt.«

Kate Finley wußte nicht, was sie tun sollte. Sie stand an der Loge, eine Hand lag auf ihrer Tasche. Die Finger kneteten das Leder, wo sie Schweißflecke hinterließen. Die linke Hand lag neben der Tasche auf dem Holz.

»Wirst du uns im Weg stehen, Chinese?«

»Kann ich das?«

Costello schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich nicht. Außerdem geht dieser Fall uns beide etwas an. Du willst doch auch, daß eine Bestie wie Tigana ausgeschaltet wird.«

»In der Tat.«

»Ich wundere mich nur darüber, daß dein Schatten nicht zu finden ist. Wo steckt Sinclair?«

»Ihn suche ich ebenfalls.«

»Aber er war hier?«

»Stimmt.«

»Was sagt diese Frau dazu?«

»Sie kann sich nicht erinnern.«

Costello besaß auch graue Augenbrauen. Die balkenähnlichen Striche zog er jetzt zusammen. »Sie kann sich nicht erinnern?« höhnte er. »Das gibt es doch nicht.« Er schaute Kate direkt an. »Was verschweigst du uns, Süße?«

»Nichts, gar nichts.«

»Doch!«

»Moment mal!« Suko griff ein. Er kannte die Methoden dieser Kerle. Sie würden keine Rücksicht nehmen. Mochte Kate getan haben, was sie wollte, Suko konnte es auf keinen Fall zulassen, daß ihr etwas geschah. Mit einem Schritt trat er zwischen sie und den Mafioso. »Costello, Sie glauben doch nicht, daß ich es zulasse, wenn Sie Miß Finley nach Ihren Methoden befragen?«

Costello reckte sein Kinn vor. »Was wollen Sie denn tun, Chinese? Diese Sache ist verdammt wichtig. Die ziehe ich durch. Hast du verstanden?«

»Nur über meine Leiche!«

»Dann eben über deine Leiche. Ich werde dafür sorgen, daß es keine Zeugen gibt!«

Nach diesem Satz entstand eine gespannte Stille. Kate hielt sich hinter Suko auf. Er verdeckte sie mit seinem breiten Körper. Costello starrte ihn kalt an.

Seine Leute hatten ihre Hände schon unter ihren Mänteln verschwinden lassen. Daß sie dort keine Lollis festhielten, war klar. Die Blinden schienen gespürt zu haben, daß sich in der Halle etwas anbahnte und hielten sich zurück.

»Laß es uns lieber friedlich regeln, Chinese. Es ist wirklich besser für uns. Tigana ist eine Bestie. Er wird mordend durch London ziehen und keine…«

»Chef!«

Einer der Männer hatte das Wort gesprochen. Eine Warnung, die eigentlich alles galt.

Plötzlich vernahm Suko hinter sich das harte Lachen, dann ein puffendes Geräusch, und einen Moment später klirrte es, als eine abgeschossene Ampulle auf dem Boden zerbrach, so daß weiße Qualmwolken hervorströmten und sich verteilen konnten.

Giftiges Gas, durch Kate abgeschossen, die damit alle überrumpelt hatte.

Costello, der in seiner Erregung tief eingeatmet hatte, verdrehte als erster die Augen.

Auch seine Männer standen nicht mehr wie zuvor. Kate aber rannte weg. Sie huschte an Suko vorbei und räumte mit einen Schlag zwei schlaff werdende Mafiosi aus dem Weg. Ihr Gesicht war starr, der Mund geschlossen, sie hielt den Atem an und zeigte den anderen, wie man es richtig machte.

Der einzige, der soeben noch reagiert hatte, war Suko. Zwar spürte auch er den Schwindel und hatte das Gefühl, schräg in den Boden zu rutschen, aber er atmete ebenfalls nicht mehr ein, warf sich nach links und taumelte auf den Eingang zu, wo sich bereits die Tür vor der flüchtenden Kate Finley öffnete.

Wenn die dir entwischt, können wir alle einpacken, dachte Suko und

nahm torkelnd die Verfolgung der Frau auf…

***

Die Stöße schüttelten mich durch, als wollten sie mich hoch bis in die Wolken schleudern. Dann fiel ich wieder zurück, bevor der nächste Stoß mich malträtierte.

Es war furchtbar. In meinem Magen fand eine Rebellion statt, die sich bis hoch in die Kehle drängte und dort ein würgendes Gefühl hinterließ.

Ich kam mir aufgedunsen vor. Mein Körper bewegte sich noch immer, während meine Gedanken allmählich klar wurden und ich auch die Augen öffnete.

Etwas Dunkles bewegte sich über mir. Es schwang hin und her, ohne sich zu lösen. Verzweifelt dachte ich darüber nach, was es sein konnte. Mir fiel der Vergleich mit einer großen Schwinge oder einem Flügel ein, aber das war es sicherlich nicht.

Es war auch egal, ich wollte wissen, wo ich mich befand und drehte den Kopf nach rechts.

Da sah ich sie.

Bein neben Bein, wie aufgereiht. Sie hockten nebeneinander, ohne sich zu rühren, und wirkten wie Puppen, die jemand durchschüttelte.

Das einfallende Licht drang nur schwach durch Spalten und Ritzen an den Seiten. Mir fiel es auch schwer, in ihre Gesichter zu schauen, die dunklen Brillen aber sah ich trotzdem.

Vier hatte ich auf der linken Seite gezählt, bevor ich meinen Kopf nach rechts drehte und zwei weitere auf einer langen Bank hocken sah. Ich lag genau zwischen ihnen in der Lücke, auf einem harten, schaukelnden Untergrund.

Das klare Denken gelang mir diesmal. Plötzlich wußte ich auch, was sich über meinem Kopf bewegte.

Es war eine Plane. Demnach lag ich auf der Ladefläche eines Lastwagens, bewacht von sechs Macumba-Dienern, die mich zudem noch angebunden hatten.

Meine Arme waren ausgebreitet worden. Die Handgelenke umspannten Lederschnüre. Diese wiederum waren an den eisernen Haltestäben der Bänke verknotet. Ich hatte keine Chance, freizukommen, da half es auch nichts, daß ich die Füße bewegen konnte.

Eine verdammte Situation…

Ich tastete noch einmal mit den Blicken die Gesichter der »Blinden« ab.

Einer fehlte im Reigen – Jorge Tigana!

Daß er die Männer nicht allein gelassen hatte, war mir klar. Zudem mußte auch einer den Wagen fahren. An seine Blindheit glaubte ich

längst nicht mehr.

Ich fragte mich nur, wo sie mich hinschaffen wollten. Daß wir uns nicht mehr in London befanden, lag auf der Hand. Ich entnahm es einfach den äußeren Geräuschen, die hin und wieder das Brummen des Motors übertönten.

Auch flatterte die hintere Plane etwas, so daß sich immer wieder eine Lücke auftat. Schatten huschten vorbei, mal länger, mal kurz.

Ich nahm an, daß es sich um Wald handelte.

Ich sprach die »Blinden« an. »Okay, ihr habt gewonnen. Ich möchte nur zu gern wissen, wo ich sterben soll. Also, Kameraden, wo schafft mich euer Chef hin?«

Sie gaben mir keine Antwort.

Beim zweiten Ansprechen ebenfalls nicht, und einen dritten Versuch wollte ich erst gar nicht wagen.

Also blieb ich liegen und »kümmerte« mich um meine Fesseln. Die Lederriemen waren tief in die Haut an meinen Handgelenken gedrungen. Der Druck schmerzte.

Ich biß die Zähne zusammen und bewegte meine Finger. Unter den Kuppen spürte ich das kühle Metall der Stäbe, an die man mich festgebunden hatte. Nein, so kam ich nicht frei.

Das verfluchte Gift hatte sich auf meine Atemwege gelegt. Noch immer schmerzte mir der Brustkasten, wenn ich tief Luft holte. Natürlich fehlte die Beretta, der Dolch ebenfalls und auch das Kreuz.

Ich war praktisch waffenlos.

Die Männer rührten sich nicht. Sie wirkten wie gestylte Puppen.

Es war zu dunkel, um die Uhrzeit zu erkennen. Gern hätte ich einen Schluck Wasser getrunken, weil die Zunge wie ein trockener Lappen in meinem Hals lag.

Meine Wünsche und Gedanken wurden unterbrochen, als der Lastwagen an Tempo verlor. Der Fahrer mußte abbremsen, denn er nahm kurz danach eine scharfe Linkskurve.

Daß wir von der normalen Straße abgefahren waren, spürte ich sehr deutlich. Im Vergleich zu den Stößen, die jetzt den Wagen trafen, waren die ersten harmlos gewesen. Sie hämmerten uns regelrecht durch, wirbelten auch mich hoch, wenn sie nicht ausgeglichen wurden, und die Riemen schnitten noch härter in meine Haut.

Die Blinden spreizten ihre Beine ab, damit sie einen besseren Stand bekamen. Ansonsten rührten sie sich nicht. Meiner Ansicht nach rollten wir auf einem schmalen Feldweg weiter, der nicht nur durch Schlaglöcher gezeichnet war, sondern auch von Bodenwellen gespickt wurde. So wechselten sich Schläge und Stöße in entgegengesetzten Richtungen ständig miteinander ab.

Manchmal schlug etwas von außen her gegen die Planen. Das Kratzen hörte sich an, als würden Fingernägel darüber

hinwegstreichen. Es waren wohl nur die Spitzen der kahlen Äste.

Der Wagen ruckte einige Male, bockte dann und stoppte auf der Stelle. Stille kehrte ein.

Keiner der »Blinden« rührte sich. Dafür hörte ich, wie die Fahrertür zugeschlagen wurde. Schritte näherten sich dem hinteren Teil des Fahrzeugs. Jemand machte sich an der Plane zu schaffen und schleuderte sie hoch.

Helles Tageslicht drang auf die Ladefläche. Es blendete mich ein wenig, ich mußte einige Male zwinkern, bis sich die Augen an das Licht gewöhnt hatten.

Mit einem Ruck fiel die aufrecht stehende Klappe nach unten und gab mir die Sicht auf denjenigen frei, den ich schon vermißt hatte.

Jorge Tigana, der Brasilianer, stand dort wie ein zu Stein gewordener Mensch. In den dunklen Gläsern seiner Brille leuchteten wieder die beiden gelblichen Totenschädel als Zeichen des Schreckens und der Vernichtung. Auf einmal merkte ich, wie hilflos ich tatsächlich war, ohne im Besitz meines Kreuzes zu sein. Mir kam dieses Gefühl so stark zu Bewußtsein, als Tigana seinen Blick auf mich richtete.

Bisher hatte mich das Kreuz vor den Blicken und den Augen geschützt. Nun nicht mehr. Sie konnten mit mir machen, was sie wollten. Wahrscheinlich würde es mir ebenso ergehen wie den beiden Mafiosi, die ich in der letzten Nacht gesehen hatte.

Verkohlte Gesichter, vom Feuer des Macumba-Zaubers erfaßt, das Grauen schlechthin.

Mir rann ein Schauer über den Rücken, als ich daran dachte. Er war kalt, doch meine Handflächen fühlten sich heiß an, als würden Fieberschauer über sie hinwegstreichen.

Jorge nickte nur.

Seine Leute verstanden. Ohne daß nur ein weiteres Wort aus seinem Mund drang, standen die »Blinden« auf. Sie taten es mit langsamen und doch zackig wirkenden Bewegungen.

Vier von ihnen standen auf, zwei blieben noch hocken und kümmerten sich danach um mich.

Als sie die scharfen Messer hervorholten, rann es kalt meinen Rücken hinab. Ein Stich nur, ein Schnitt vielleicht, und es hatte mich gegeben.

Das taten sie nun doch nicht. Sie säbelten nur die Stricke an den Handgelenken entzwei und befreiten mich von dieser Last. Doch die Qual kehrte zurück, als das gestaute Blut wieder frei durch meine Adern floß, wobei sich die Schmerzen noch verstärkten.

»Steh auf!« sagte der Wohltäter zu mir. »Los, komm schon hoch!«

»Okay, Jorge, okay.« Ich grinste schief und massierte die Gelenke.

»Es ist nicht so einfach!«

»Hoch mit dir!«

Mühsam stützte ich mich ab, kniete mich erst hin, dann kam ich auf

die Beine.
Sie erwarteten mich draußen. Jorge war zurückgetreten, damit ich aus dem Wagen springen konnte. Die anderen bildeten eine Gasse.
Bevor ich sprang, schaute ich mir kurz die Umgebung an.
Sie war ziemlich waldreich, wobei sich allerdings auch eine große Lücke auftat, wo das Gebäude stand, das ich hier niemals vermutet hätte.
Es war eine alte Windmühle. Richtig nett und romantisch. Ein Bach plätscherte, eine Idylle.
Mit einer Windmühle hatte ich vor langen Jahren meine Erfahrungen gesammelt. Da war es eine Hexenmühle gewesen, die von einer Blutsaugerin beherrscht wurde.
»Spring endlich!«
Ich stieß mich ab, landete, wobei die »Blinden« den Ring sofort enger zogen.
Ich hatte nur Augen für Jorge Tigana. Das fiel auch ihm auf, denn er fragte: »Suchst du was, Polizist?«
»Kann sein.«
Er grinste jetzt. »Deine Waffen, wie?« Dann spaltete ein Lachen die Stille. »Ich habe sie an mich genommen.« Er griff unter seine Jacke, zeigte mir zuerst die Beretta, danach den Dolch, steckte beides wieder weg und weidete sich an der Spannung auf meinem Gesicht.
»Fehlt nur noch etwas, nicht wahr?«
»So ist es.«
»Wenn du denkst, daß es mir nicht möglich gewesen wäre, ein geweihtes Kreuz anzufassen, dann hast du dich geirrt. Denk daran, ich stamme aus Brasilien. Dort vermischen sich Magie, christlicher Glaube, Aberglaube und andere Religionen zu einem internationalen Mischmasch. Ich kann das Kreuz berühren, ich bin nicht der Teufel. Macumba ist anders, ist ein Geist, eine Weltanschauung.«
Bei dieser Rede blieb es auch, denn er holte mit einer fast lässigen Geste mein Kreuz aus seiner rechten Außentasche hervor, legte es auf seinen Handteller und ließ es mich anschauen. »Na, Sinclair, erkennst du es?«
»Natürlich.«
»Jetzt gehört es mir. Es wird dein Andenken an mich sein. Es hat dich davor beschützt, zu verbrennen. Jetzt bist du es los, du bist ohne Sicherheit und Schutz. Dir wird das gleiche Schicksal widerfahren wie anderen vor dir. Du hast sie ja gesehen, mit ihren verbrannten und verkohlten Gesichtern. Ich würde gern ein Foto von dir machen, wenn du so aussiehst, aber wir werden unseren Spaß vorher mit dir haben. Eine Frage. Hat man dich schon an den Flügel einer Mühle gebunden?«
»Das Vergnügen hatte ich bereits.«

»Dann wird es dir ja nichts Neues sein, wenn wir das wiederholen. Ich kann dir nur raten, dich nicht zu wehren, sonst müßte ich dich mit deiner eigenen Waffe sofort erschießen.«

Da hatte er recht. Ich aber überlegte, ob es nicht tatsächlich besser war, wenn er mich erschoß. Dann würde ich einem qualvollen Ende entgehen.

»Nun?« Er ließ mich in die Mündung schauen.

»Ich werde mich nicht wehren.« Zeit gewinnen, dachte ich. Das ist alles. Vielleicht ergab sich noch eine Chance.

Jorge zeigte ein knappes Lächeln. Mich hätte interessiert, wie es hinter den dunklen Gläsern der Brille aussah, doch er nahm sie nicht ab. Statt dessen handelten seine Lakaien. Sie packten mich so, daß ich mich nicht wehren konnte.

Ihre Griffe waren wie Klammern. Die Arme hielten sie ebenso fest wie meine Schultern und führten mich wie einen Delinquenten auf die Mühle zu.

Tigana wollte auf Nummer Sicher gehen und blieb hinter mir. Die Beretta hatte er bestimmt nicht verschwinden lassen.

Meine Gedanken beschäftigten sich mit dem Kreuz. Klar, Tigana war nicht der Teufel. Man konnte den Macumba-Zauber auch nicht mit der Hölle vergleichen. In ihm mischten sich in der Tat zahlreiche Religionen, da hatte Jorge nicht die Unwahrheit gesagt. Die Lage sah also für mich ziemlich bescheiden aus.

Wenn ich mir die Mühle betrachtete, hatte sie bestimmt schon einiges an Jahren auf den Flügeln. Sie besaß ein halbrundes Kuppeldach, das ebenfalls aus Steinen errichtet worden war. Ein Teil des Außengemäuers zeigte die ersten Spuren von Verfall. Da hätte es einer Ausbesserung bedurft. Trotz dieser negativen Dinge war sie noch in Betrieb.

Hinter den alten Bäumen war sie gut vor den Blicken Fremder geschützt. Was mir wiederum nicht paßte. Hier konnte man mich tatsächlich sang- und klanglos verschwinden lassen.

Als Eingang diente eine alte, staubige Holztür, die allerdings geschlossen war.

Wir wollten auch nicht in die Mühle hinein, sondern würden draußen bleiben, damit man mich an einen der vier Flügel binden konnte. Sie kamen mir vor wie ein gewaltiges Kleeblattkreuz, wobei ein Flügel senkrecht zum Boden hin stand.

Der war für mich bestimmt.

Zwei »Blinde« hatten ihn erreicht und hantierten bereits mit Stricken, die sie von ihren Hüften geschlungen hatten. Ausgerechnet jetzt frischte der Wind auf und verfing sich in den Sparren der Flügel. Ich hörte das Knarren und sah auch, daß sich die Flügel bewegen wollten. Sie mußten festgehalten werden.

»Stell dich mit dem Rücken zum Flügel!« befahl der Brasilianer. »Und noch mal, keine Tricks.«

»Das geht schon klar.« Ich ging mit leicht zitternden Knien vor, drehte mich um und spürte in meinem Rücken den Widerstand des Mühlenflügels. Schon waren die »Blinden« mit den Stricken da. Es ging alles blitzschnell. Sie rollten mir die Dinger um den Leib und gleichzeitig um den Flügel, daß meine Arme eingeklemmt wurden und die Beine ebenfalls. Von oben nach unten verschnürten sie mich. Nur mein Hals blieb dabei frei, so daß ich Luft holen und auch rufen konnte.

Noch einmal wurde ich umstrickt.

Diesmal von links nach rechts. Die Kerle wollten kein Risiko eingehen. Jorge Tigana war zufrieden, was er durch sein Lächeln andeutete. Er gab den Befehl, mich und den Flügel loszulassen, was die Männer auch sofort taten.

Der Mühlenflügel zitterte, was sich auch auf meinen Körper übertrug, der später anfing zu schwanken. Eine Kraft, gegen die ich nicht ankam, sie drückte und zerrte mich nach rechts. Der Wind war wieder so stark geworden, daß er das Flügelkreuz bewegen konnte.

Meine Reise begann!

Beinahe gemächlich glitt ich in die Höhe. Sah das Land unter mir aus der Vogelperspektive und befand mich Sekunden später in einer so großen Höhe, daß ich bereits über die kahlen Kronen der Bäume hinwegblicken konnte. Nun verzerrte und verschob sich die Perspektive immer mehr. Die Landschaft erkannte ich wie ein schräges Bild. In der Ferne die Dächer irgendwelcher Häuser, eine Kirchturmspitze, die sich aber drehte, wie mir vorkam, dann stand ich selbst auf dem Kopf.

Das Blut stieg mir in den Schädel. In meiner unmittelbaren Nähe knarrten die alten Holzsparren, der Wind zerwühlte mir die Haare, biß in mein Gesicht, daß mir die Tränen kamen. Übel wurde mir außerdem.

Die Nachwirkungen des Giftes hatte ich noch nicht vollständig verdaut.

Es ging wieder abwärts.

Diesmal nach links. Wieder konnte ich einen Teil der mich umgebenden Landschaft erkennen. Den Wald, aber auch das graue Band der Straße, über die wir hergefahren waren. In langen Kurven, die mit schnurgeraden Teilen wechselten, durchschnitt sie das Gelände.

Jorge Tigana und seine sechs Helfer tauchten in meinem Blickfeld auf.

Sie hatten sich im Halbkreis aufgestellt, nur Tigana als Chef stand etwas vor.

Klein sahen sie aus, wuchsen jedoch mit jeder Sekunde, die ich tiefer kam.

Ich hatte den tiefsten Punkt noch nicht erreicht, als mich Tigana ansprach.

»Na, wie hat dir die kleine Reise gefallen? Gut?«

Er bekam keine Antwort.

»Du bist doch noch bei Sinnen, Sinclair?«

»Ja!«

»Wunderbar. Dann wirst du jetzt genau zuhören. Einmal haben wir dir diesen Spaß gegönnt. Du wirst in den folgenden Sekunden zu deiner zweiten Tour ansetzen, und wenn du uns dann erkennen kannst, werden wir nicht mehr so aussehen wie jetzt. Dann haben wir alle unsere Brillen abgenommen, und du wirst das erleben, was auch schon drei Männer vor dir mitgemacht haben. Das allmähliche Verbrennen deines Gesichts im Zauber des Macumba!« Er lachte und hielt wie zum Hohn den rechten Arm hoch.

Seine Hand wurde von einer Silberkette umschlossen, und an ihr baumelte das Kreuz.

Mein Kreuz, das mich im Stich gelassen hatte.

Die erste Umdrehung lag hinter mir. Ich rollte hinein in die zweite, die mein Leben auf fürchterliche Art und Weise beenden sollte…

***

Suko kam sich vor wie jemand, der zuviel getrunken hatte, als er nach draußen torkelte und beinahe noch zwei blinde Männer von den Beinen gerissen hätte. Im letzten Augenblick konnte er ausweichen, entschuldigte sich keuchend und schlug einen Bogen, bevor er versuchte, weiterzulaufen. Es ging nicht mehr. Mit der Schulter fiel Suko gegen einen Baumstamm. Er mußte sich einfach ausruhen.

Tief und keuchend saugte er die kalte Luft in seine Lungen. Er fror und schwitzte zugleich. Heiße und kalte Schauer rannen seinen Rücken hinab. In den Augen spürte er ebenfalls ein Brennen, ebenso in seiner Kehle.

Das war ungemein knapp gewesen. Es gelang ihm, einen Blick durch den Eingang in das Innere zu werfen, wo die Mafiosi tatsächlich am Boden lagen. Sie hatten es nicht geschafft, und Suko konnte sich ein leises Lachen nicht verkneifen.

Aber ausruhen durfte er sich auch nicht. Für ihn war es wichtig, Kate Finley zu bekommen. Diese Nervenstärke hätte er der Frau niemals zugetraut, und Suko hatte wieder einmal erleben müssen, wie man sich in Frauen täuschen konnte.

Wo steckte Kate?

Es ging ihm wieder besser. Der Sauerstoff hatte dafür gesorgt. Der Untergrund schwankte auch nicht mehr unter seinen Füßen. Suko sah

die Umgebung so, wie sie tatsächlich war.
Nur Kate fehlte…
Er löste sich von seinem Platz. Wenn ihn nicht alles täuschte, war die Frau in die Richtung gelaufen, wo er auch den Parkplatz finden würde. Also bewegte er sich dorthin.
Er war vorsichtig, die Hand nahe der Beretta haltend. Gern hätte er die blinden Menschen aus der unmittelbaren Umgebung verscheucht. Das hätte zuviel Zeit gekostet. Außerdem wäre es den Männern wohl kaum zuzumuten gewesen.
Dann hörte er das Mahlen eines Anlassers. Vom Parkplatz her drang das Geräusch. Eine helle Abgaswolke bildete sich. Einen Moment später schoß ein Wagen rückwärts aus der Lücke.
Ein alter Opel Manta, rostrot in seiner Farbe, aber mit leicht getönten Scheiben.
Suko war sicher, daß die Frau hinter dem Lenkrad saß. Um die Ausfahrt zu erreichen, mußte sie in eine Kurve fahren. Das kostete sie Zeit, die Suko nutzen wollte.
Zum Glück befand sich zwischen ihm und dem Fahrzeug kein blinder Spaziergänger.
Suko kniete sich auf den Boden. Die Beretta hatte er gezogen. Er zielte wie auf dem Schießstand. In seinem Gesicht rührte sich kein Muskel, als er die Mündung der Waffe auf den heranfahrenden Wagen richtete, den die Frau sehr hart beschleunigte.
Sie wollte Suko umfahren.
Der Inspektor feuerte.
Da Kate Finley nicht schlenkernd fuhr, sondern direkt und gerade, konnte Suko auf die Reifen halten. Er hatte sich das linke Vorderrad ausgesucht.
Innerhalb weniger Augenblicke peitschten die Schüsse dreimal auf. Zuerst tat sich nichts, nur der Manta geriet bedrohlich nahe an Suko heran, der in die Höhe sprang, um sich aus dem Stand heraus in Deckung werfen zu können.
Es war nicht mehr nötig.
Etwas Schwarzes fetzte vom linken Reifen weg. Dort war er von einer oder mehreren Geschossen erwischt und zerhackt worden. Die Lenkung funktionierte nicht. Kate konnte den Wagen nicht in der Spur halten, er driftete im schrägen Winkel auf das Gebäude zu.
Wenn Kate etwas retten wollte, mußte sie jetzt das Fahrzeug herumreißen.
Vielleicht hatte sie es versucht, aber es klappte nicht. Die Geschwindigkeit, der zerschossene Reifen, auch ihre Nerven, das alles trug dazu bei, das Chaos perfekt zu machen.
Mit dem rechten Kotflügel zuerst krachte der Wagen gegen die Mauer und radierte daran entlang. Das Blech protestierte kreischend und

wimmernd, als es sich zusammenschob.

Suko rannte auf den Manta zu. Da drehten sich noch die Hinterreifen und rissen Spuren in den Kiesweg. Die kleinen Steine flitzten weg, der Motor verstummte schließlich und Suko riß an der rechten Seite die Fahrertür auf.

Kate Finley hockte hinter dem Steuer wie eine Puppe. Sie war bleich im Gesicht. Der Schock hatte sie hart getroffen.

Suko löste den Gurt, zog sie hervor, und erst als ihre Füße Kontakt mit dem Boden bekamen, merkte sie, was eigentlich geschehen war und in wessen Hand sie sich befand.

Sie wurde nicht gerade zur Furie, aber sie wollte sich losreißen.

Zwei Schritte weit kam sie, da hatte Suko wieder zugegriffen und sie am Handgelenk zu fassen bekommen.

Die junge Frau federte in Sukos Griff und wurde an ihn herankatapultiert.

Mit der freien Hand schlug sie zu und erwischte Sukos Haare. Er setzte eine Radikalmethode an. Mit der Handfläche erwischte sein Schlag ihre linke Wange.

»Au!« schrie sie, wurde aber still.

Suko schüttelte Kate durch. »Hör zu, Mädchen! Was jetzt folgt, ist kein Spaß. Es geht um ein Menschenleben und vielleicht auch um mehrere. Ich will wissen, was passiert ist und wo sich John Sinclair und Jorge Tigana befinden.«

»Ich weiß nichts, zum Teufel!«

Suko stieß sie vor sich her. »Wirklich nicht?«

»Nein, ich!«

»Reden Sie!« schrie er.

Mittlerweile waren auch die blinden Patienten aufmerksam geworden. Sehen konnten sie nichts, aber sie hörten die Auseinandersetzung, und sie kamen näher an die beiden heran. Kate war nicht nur bekannt, auch beliebt.

Protestierend redeten sie auf Suko ein, der sich nicht darum kümmerte, sondern Kate hart unterfaßte und zu seinem BMW zerrte.

»Ich will, daß Sie reden. Sie tun sich damit selbst den größten Gefallen. Spielen Sie eine Art von Kronzeugin. Seien Sie vernünftig! Jorge Tigana wird seine Rachepläne nicht mehr fortführen können. Macumba wird es weiterhin geben, ihn aber nicht. Verdammt noch mal, wie kann man nur so verbohrt sein. Denken Sie an die Mafiosi. Einmal haben Sie diese Leute leimen können, das wird Ihnen kein zweites Mal gelingen.«

Er drückte sie an den Wagen. Kate keuchte. Ihr Gesicht zuckte, sie starrte in das angespannte Gesicht des Inspektors.

»Was ist denn?«

»Wo befinden sich die beiden?«

Sie nickte. »Okay, ich werde Ihnen den Gefallen tun. Vielleicht ist es wirklich besser. Sie sind zu seinem früheren Versteck gefahren. Er hat dort gelebt, bevor er diese Klinik eröffnete.«

»Ist es weit?«

»In Richtung Windsor. Auf dem Land, nicht einmal zehn Meilen. Eine alte Mühle.«

»Sie kennen den Weg?«

»Ich war zweimal dort. Es ist sehr einsam, wir…«

»Wir müssen gar nichts, sondern fahren jetzt«, sagte Suko und schloß den Wagen auf. Die Stifte der Zentralverriegelung schnackten in die Höhe. »Muß ich Ihnen Handschellen anlegen, oder sind Sie vernünftig?«

»Keine Handschellen.«

»Gut, ich vertraue Ihnen.«

Suko ließ die Frau zuerst einsteigen. Nun fiel ihm auf, daß sie humpelte. Wenn sie den linken Fuß aufsetzte, verzerrte sich ihr Mund. Sie mußte bei dem Aufprall am Bein etwas abbekommen haben.

Kate zog die Tür zu und drückte sich auf dem Sitz zurück. Sie atmete durch den offenen Mund und starrte ins Leere.

Rückwärts schoß Suko aus der Parklücke. »Sagen Sie mal, mit welch einem Wagen sind sie eigentlich verschwunden?«

»Sie nahmen den Lkw. Dort finden alle Platz. Auf der Ladefläche, verstehen Sie?« Kate sprach hektisch.

»Wie viele genau?«

»Jorge und seine sechs Getreuen.«

Das waren verdammt viele. Auch für einen Mann wie John Sinclair, dessen Chancen Suko nicht sehr hoch einschätzte…

***

Ich sah sie ebenfalls schwinden.

Man hatte mich mal an eine Knochenuhr gebunden, um mich töten zu können. Damals hatte ich schlimme Minuten durchgemacht, und die wiederholten sich nun; die Qual wurde verlängert, weil es plötzlich windstill geworden war.

Sie rutschten sogar ein Stück zurück, wobei ich in einer Schräglage blieb.

Wenn ich normal schaute, blickte ich wieder über das Gelände hinweg und erkannte die Straße besser. Diesmal war sie nicht leer.

Ein Fahrzeug rollte über sie hinweg und bewegte sich dabei ziemlich schnell. Es war ein dunkler Wagen, das Fabrikat konnte ich leider nicht erkennen. Für einen Moment dachte ich an Suko, der ja auch ein dunkles Fahrzeug fuhr, den diamantschwarzen BMW.

Doch sein Erscheinen wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. Zudem befand er sich ziemlich weit entfernt, er würde mir nicht

helfen können. Das mußte ich allein.

Fragte sich nur, wie ich das anstellen sollte.

Verdrehte ich die Augen, so sah ich auch meine Bewacher und zukünftigen Mörder. Noch hatten sie ihr Versprechen nicht eingelöst.

Nach wie vor befanden sich die Brillen mit den schwarzblauen Gläsern vor ihren Augen.

Die leeren Kronen der Bäume begannen zu zittern. Für mich der Beweis, daß der Wind auffrischte.

Ich verfluchte ihn innerlich. Durch den Flügel lief wieder das mir schon bekannte Zittern. Die Sparren bewegten sich abermals und gaben die knarrenden Geräusche ab. Schwerfällig und dabei mehr als träge geriet Bewegung in die Flügel.

Ich setzte meine Reise wieder fort. Würde es tatsächlich die letzte werden?

Verzweifelt zermarterte ich mir mein Gehirn nach einem Ausweg.

Im Moment sah ich keinen. Jorge Tigana und seine Macumba-Diener waren einfach zu mächtig. Was dem Teufel und seinen zahlreichen Helfern nicht gelungen war, konnte ihnen glücken.

Ich schwang höher.

Dabei starrte ich schräg in den Himmel, der seine helle Bläue nicht verloren hatte. Doch weit im Westen schoben sich lange, helle Wolkenzungen heran, die wie gierig das Blau des Firmaments aufleckten und es schluckten.

Die Flügel bewegten sich weiter. Immer höher, dem obersten Punkt entgegen, wo ich auf dem Kopf stand. Dort entschied sich dann einiges. Danach ging es wieder abwärts, meinem Verderben entgegen.

Der Wind umrauschte mich, trotzdem hörte ich ein anderes Geräusch.

Zuerst kam es mir vor wie ein dumpfes Trommeln, als würde jemand auf den Boden stampfen.

Sekunden später stellte ich fest, daß es sich dabei um Stimmen handelte. Jorge Tigana und seine sechs Macumbas produzierten diese Laute. Sie sprachen dumpf ihre alten Beschwörungen aus, um den schlimmen Zauber noch mehr zu wecken.

Ich stand plötzlich auf dem Kopf. Obgleich ich damit gerechnet hatte, überraschte mich diese Tatsache dennoch. Wieder floß das Blut in meinen Schädel. Der Druck nahm zu. Hinter der Stirn tuckerte es.

Ich hörte noch immer die Stimmen, die urplötzlich abbrachen. Dafür gellte ein scharfer Befehl des Jorge Tigana auf.

Was war geschehen?

Noch konnte ich nichts erkennen, sah aber wenig später, daß sich zwei der »Blinden« von den übrigen entfernt hatten. Meine Chancen wuchsen dennoch nicht. Auch die fünf Zurückgebliebenen würden, wenn sie ihre Brillen abgenommen hatten, mein Gesicht verbrennen,

denn der einzige Schutz befand sich im Besitz des Brasilianers.

Ich ruckte weiter. Geriet wieder in die Schräglage, auch mein Blickfeld veränderte sich. Der Wind hatte mir die Tränen in die Augen getrieben, so daß ich vieles nur verschwommen sehen konnte.

Den kahlen Wald, den grünen Untergrund, in der Ferne die Kirchturmspitze und dann ihn.

Tigana stand wie ein Fels. Die Rechte noch immer von der Kette umschlungen, die linke Hand am Gestell der Brille, die er nun abnahm.

Gleichzeitig war dies das Zeichen für die übrigen Männer, sich von ihren, Brillen zu befreien.

Nun konnten sie frei schauen, und dem gnadenlosen Macumba-Zauber die Bahn schaffen.

Noch traf mich ihr Blick nicht direkt, es dauerte nur mehr wenige Sekunden. Selbst die Natur schien sich mit ihnen verbündet zu haben, denn der Wind frischte auf.

In der Ferne hörte ich peitschende Echos, als wäre dort geschossen worden.

Sicher nur Einbildung.

Dann bewegte ich mich dem Boden entgegen. Es geschah noch immer nichts. Vielleicht hing ich zu schräg, was sich in den folgenden Sekunden änderte.

Schon spürte ich es.

Es war wie eine nicht sichtbare Flamme, die mich erwischte. Die Hitze sprühte mir entgegen. Ich hatte die Augen nicht geschlossen, so konnte ich meine Mörder noch sehen.

Sie standen vor mir. In ihren Augen flammte die gallertartige Masse, die ich ebenfalls kannte. Sie strömte Hitze aus, brannte und war trotzdem kein reines Feuer.

Mein Gesicht glühte. Ich glaubte, daß der Kopf zu einem Ballon werden würde.

Noch schrie ich nicht, steckte aber innerlich voller Verzweiflung und Todesangst.

»Macumba wird dich töten!« Diesen Satz hörte ich noch, bevor ich mich zu einer letzten Tat entschloß.

Ich brüllte noch in den Schrei die Formel hinein, die mein Kreuz aktiviert.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Es war die einzige Chance. Wenn sie nicht half, dann half überhaupt nichts mehr…

***

Sukos Gesicht wirkte steinern, als er den BMW über die Landstraße scheuchte. Zum Glück war er noch nicht in eine Ortschaft gekommen.

Kate saß steif und fürchterlich blaß neben ihm. Manchmal verzog sie die Lippen, wenn ihr Bein wieder anfing zu schmerzen. »Im Knie hat es mich erwischt«, flüsterte sie. »Es war nicht einfach. Verdammt, ich hatte…«

»Denken Sie nicht daran.«

»Sie haben gut reden. Ihr Knie ist heil.«

»Kate, Sie hätten sich Ihre Verletzung auch ersparen können. Besser ein lädiertes Knie als eine kaputte Seele.«

»Hören Sie auf mit den Sprüchen.«

Suko hob nur die Schultern und fragte: »Wann muß ich abbiegen. Sie sprachen von einem Weg…«

»Der kommt auch. Nicht mehr lange. Ich sage Ihnen früh genug Bescheid, Mister.«

»Gut.«

Bei dieser Geschwindigkeit wäre Suko an der Einmündung vorbeigerauscht, aber Kate hielt Wort und gab ihm früh genug Bescheid.

Suko schaltete runter, verlor an Tempo und sah auf dem Asphalt Bremsspuren.

»Jetzt links…«

Auch die Pneus des BMW wimmerten, als Suko das Fahrzeug in die harte Kurve riß. Schon wenige Yards später wurde die Federung des Flitzers aufs Härteste strapaziert. Was Kate da als Weg bezeichnet hatte, verdiente den Ausdruck kaum. Es war nicht mehr als eine wellige Teststrecke für irgendwelche Härteprüfungen.

Die Sträucher und Bäume rechts und links schienen auf den Wagen zuzufallen. Suko benötigte seine gesamte Konzentration, um den Weg zu schaffen.

Von der Mühle hatte er noch nichts sehen können. Er fragte nach ihr.

»Erst hinter den vielen Kurven«, lautete die Antwort.

»Okay.« Er prügelte den Wagen weiter. Die Angst um seinen Freund John hockte ihm wie ein Alpdruck im Nacken.

Wieder mußten sie in eine Kurve. Sie war ziemlich eng und auch so verdammt lang.

Da passierte es.

Plötzlich waren sie da. Sie sahen aus wie zwei ferngesteuerte Puppen, als sie auf dem Weg standen, die dunklen Brillen abgenommen hatten und nun das Grauen ausströmen wollten.

Keine Scheibe würde das unsichtbare Macumba-Feuer aufhalten können, damit rechnete Suko.

Es gab nur eine Chance!

Full Speed!

Sie flogen weg wie Hampelmänner, als der BMW sie erwischte und Suko gleichzeitig auf die Bremse trat.

»Was wollen Sie?« schrie Kate in einem panischen Anfall.

»Sie uns vom Leib halten.« Suko öffnete bereits die Tür und zog die Peitsche hervor sowie seine Waffe.

»Nein, bleiben Sie doch…«

Er hörte nicht auf Kate, duckte sich neben dem Wagen und sah die zwei Macumba-Diener, die den Aufprall überstanden hatten und dabei waren, aus dem Gebüsch zu kriechen.

Suko jagte auf den ersten zu. Noch im Sprung schlug er zu. Der »Blinde« schaffte es, seinen rechten Arm zu heben. Mehr auch nicht.

Die Riemen erwischten ihn voll.

Schreiend brach er zusammen, während Suko herumfuhr und den zweiten sah, der bereits den Wagen erreicht hatte und sich dort um die schreiende Kate kümmern wollte.

Suko lief vor und brüllte ihn an.

Der Macumba-Killer fuhr herum.

Seine Hitze erreichte bereits Sukos Gesicht, als dieser abdrückte und die Kugel direkt ins Ziel setzte.

Neben dem Wagen rutschte der »Blinde« in die Knie. Auf dem Rücken blieb er liegen.

Suko rannte auf sein Fahrzeug zu. Kate hatte die Hände vor ihr Gesicht gepreßt, sie wollte nicht mehr sehen.

Dem Inspektor war dies sehr recht. Bei seinen folgenden Aktionen konnte er sie sowieso nicht gebrauchen. Den Rest des Weges legte er zurück wie ein Sprinter bei der Olympiade…

***

Ein nicht aktiviertes Kreuz konnte Jorge Tigana anfassen, das hatte er mir deutlich genug bewiesen. Wie aber würde er reagieren, wenn es seine Magie entfaltete?

Es war einzig und allein mein Glück, daß ich den geweihten, silbernen Talisman auch aktivieren konnte, wenn ich ihn nicht in der Hand hielt. Die gesprochene Formel sorgte dafür.

Und das Kreuz handelte!

Ich hing gefesselt am Flügel der Mühle, hielt die Augen weit offen und schaute zu, wie es plötzlich aufleuchtete, als wäre in diesem Augenblick ein neuer und sehr hell strahlender Stern geboren.

Wie ein Triumphator hatte Tigana das Kreuz gehalten, als großer Sieger und doch als Verlierer, denn die Weiße Magie, die eine lange Zeit überstanden hatte, war nicht schwächer geworden. Sie explodierte und riß den bösen Macumba-Zauber gnadenlos fort.

Ich konnte nichts tun, den Rest erledigte mein Kreuz.

Schreie gellten mir entgegen. Jorge hatte sie ausgestoßen. Er stand noch immer auf dem Fleck, aber er bewegte sich hektisch wie ein Tänzer, der seinen Platz nicht verlassen wollte.

Aus seinem Mund fegte plötzlich Feuer. Es waren tatsächlich Flammen, die in seinem Körper hochgeschossen waren. Die Brille, die er in der Hand hielt, zerknackte förmlich. Schwarze Splitter rieselten zu Boden und blieben im Gras liegen.

Jorge selbst sackte zusammen. Er versuchte noch zu laufen, schaffte auch einige Schritte in meine Richtung, doch erreichen konnte er mich nicht mehr.

Vor mir brach er zusammen, eingehüllt von einem Feuer, das nicht nur ihn erfaßt hatte.

Auch die übrigen Macumba-Diener standen inmitten des magischen Lichtkreises und vergingen.

Ich sah noch etwas anderes.

Ein großes, weises und sehr gütig wirkendes Gesicht, das sich hinter dem Licht abzeichnete.

Es war der Seher…

Wieder einmal konnte ich ihn erkennen, und seine Worte flossen in mein Gehirn. Sie waren wie Balsam und taten mir verdammt gut.

»Auch ein Macumba-Zauber, mag er noch so groß und mächtig sein, kann die Macht deines Kreuzes nicht brechen…«

Dann verschwand das Licht.

Ich hätte vor Freude heulen können…

***

Kein Reporter und kein Fotograf war dabei, als sechs Männer sich im Foyer der Blindenklinik erhoben. Sie schienen aus einem tiefen Rausch erwacht zu sein.

Sie alle besaßen käsige Gesichter, sie alle rangen nach Luft, und der älteste unter ihnen mußte gestützt werden. Wie eine geschlagene Armee verließen die mächtigsten Gangster Londons die Halle, verfolgt auch von den Blicken einiger Schwestern, die hier zum Personal gehörten. Sie waren alarmiert worden und begriffen überhaupt nichts.

Die Limousinen der Gangster standen nicht auf dem Parkplatz, sondern außerhalb des Geländes. Sie krochen förmlich in die schweren Wagen hinein, rangen nach Luft, starrten sich gegenseitig an und machten sich auch Vorwürfe.

Bis Costello mit keuchender Stimme alles unterbrach. »Wir werden jetzt verschwinden«, sagte er keuchend.

»Und dieser Tigana?«

»Hör zu, Pedrazza. Ich habe das Gefühl, daß er nicht überleben wird. Suko und Sinclair…«

»Schaffen sie es?«

Costello lachte. »Wenn ich gläubig wäre, würde ich sagen, ich bete sogar für sie. So drücke ich ihnen nur die Daumen. Verdammt auch, wie tief sind wir gesunken, daß wir den Bullen Glück wünschen…«

Da konnten seine Leute nur nicken. Widerspruch jedenfalls erntete er keinen…

***

Und wieder einmal setzten sich die Flügel in Bewegung, um mit mir zusammen ihre verdammte Runde erneut zu drehen.

Da flog ein Schatten heran. Ich erkannte ihn erst, als er sich an den Flügel gehängt hatte und ihn mit seinem Gewicht und seiner großen Kraft stoppte.

Suko war da. »Macht dir das Karussellfahren Spaß?« fragte er.

»Beinahe.«

»Dann kann ich dich ja weiterhin drehen lassen.«

»Unterstehe dich.«

Mein Freund hielt das Messer schon bereit. Vielmehr meinen Silberdolch, der neben dem Kreuz und der Beretta lag, inmitten der verbrannten Reste eines Jorge Tigana.

Sekunden später fing Suko mich auf, als ich vom Flügel rutschte.

»Ist dir heiß?« fragte er.

»Nicht mehr.«

»Ich habe sie auch schon gespürt, die verdammte Hitze.« Er schlug mir auf die Schulter. »Manchmal ist es gut, wenn man bei einem Freund eine Nachricht hinterläßt.«

»Klar, wenn dieser Freund seinen Anrufbeantworter eingeschaltet hat.«

»Das versteht sich.«

Noch jemand kam mit steifen, zitternden Schritten und auch humpelnd daher. Es war Kate Finley. Wir wußten, welche Frage sie uns stellen wollte und ließen sie erst nicht dazu kommen. »Es ist alles vorbei, Kate«, sagte Suko.

»Wo sind sie?«

Ich hob meine Waffen auf und überließ dem Inspektor die Antwort. »Macumba gibt, und Macumba nimmt. In diesem Fall hat er genommen. Die Magie hat ihre Produkte gefressen.«

Kate schüttelte sich, als hätte ihr jemand kaltes Wasser über den Körper geschüttelt. Dann fragte sie mit leiser Stimme: »Wer führt jetzt das Blindenheim weiter?«

»Da wird sich schon jemand finden. Fragen Sie mal bei der Mafia nach. Die müßte Ihnen eigentlich sehr dankbar sein, denn Sie haben ihr unwissentlich verflixt viele Probleme abgenommen.«

Sie kamen hinter mir her. Am Lastwagen trafen wir zusammen.

Ich schaute auf die Ladefläche. Sie war leer. Ich glaubte fest daran, daß dieser Wagen keine Macumba-Diener mehr transportierte.

Doch wer war wie immer am besten bei der Sache herausgekommen? Logan Costello.

Das wiederum ärgerte mich, was wohl jeder verstehen kann, der uns und unsere Situation kennt…

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 089 »Das Voodoo-Syndikat«